Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Max. Habicht,

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Funfzehntes Bändchen.

Vierte

verbesserte und vermehrte Auflage.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

Inhalt des funfzehnten Bändchens.

Seite

958ste Nacht: Abul Hassan aus Damaskus und sein Sohn Nureddyn Aly . . . 3
959ste Nacht . . . 7
960ste Nacht . . . 10
961ste Nacht . . . 15
962ste Nacht . . . 18
963ste Nacht . . . 25
964ste Nacht . . . 30
965ste Nacht . . . 35
966ste Nacht: Ins ben Kies und seine Tochter . . 41
967ste Nacht . . . 45
968ste Nacht . . . 55
969ste Nacht . . . 57
970ste Nacht . . . 63
971ste Nacht . . . 70
972ste Nacht . . . 76
973ste Nacht . . . 81
974ste Nacht . . . 87
975ste Nacht . . . 93
976ste Nacht . . . 99
977ste Nacht . . . 103
978ste Nacht . . . 103
979ste Nacht: Der König, sein Sohn und die sieben Wesyre 105
980ste Nacht . . . 110
Der König, der Wesyr und dessen Frau 112
981ste Nacht . . . 114
982ste Nacht . . . 114
Der Walker und sein Sohn . . . 115
983ste Nacht: Der Bösewicht und die tugendhafte Frau 115
984ste Nacht . . . 116

Seite
Der Kaufmann und die alte Frau 117
985ste Nacht: Der Schwertträger und das junge Mädchen 118
Der Königssohn und der Wesyr 119
986ste Nacht 122
Geschichte des Jägers 122
Die Frau und der Krämer 123
Der Königssohn und der Wesyr 125
987ste Nacht 125
988ste Nacht 129
989ste Nacht 130
Der junge Mann und eine Frau 131
990ste Nacht 134
991ste Nacht: Der Mann, der aus Reue sein Lebelang nicht mehr gelacht hat 134
992ste Nacht 138
993ste Nacht 141
Der Sohn des Königs und die Kaufmannsfrau . . 143
994ste Nacht 147
Die fromme Frau 147
Der Königssohn und die Tochter eines andern Königs . 149
995ste Nacht 151
Die alte Frau mit dem Sohne des Kaufmanns . . 156
996ste Nacht 159
997ste Nacht 163
998ste Nacht 165
Geschichte des Kaufmanns 166
Geschichte des blinden Greises 167
999ste Nacht 181
1000ste Nacht: Geschichte des Knaben von fünf Jahren 174
Geschichte von dem Fuchse 177
1001ste Nacht 178
Geschichte einer von den Frauen eines Chalyfen . . 188
Geschichte einer Frau des Chalyfen Mahmoun . . 191
Anmerkungen. 205

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Funfzehntes Bändchen.

Neunhundert und acht und funfzigste Nacht.

Geschichte von Abul Hassan aus Damaskus und seinem Sohne Nureddyn Aly. *)

In Damaskus lebte vor sehr alten Zeiten ein sehr reicher Kaufmann. Er besaß sowohl Grundstücke in Syrien, als auch Schlösser, Gärten und Bäder in Damaskus selbst. Dieser Mann, welcher Abulhassan hieß, war schon bejahrt, hatte aber noch keine Kinder. Daher flehte er unablässig Gott um die Verleihung dieser Gnade an, sowohl in seinen öffentlichen Gebeten, als auch in denen, die er in der Einsamkeit verrichtete; da er doch gern einem Sohne seine großen Reichthümer hinterlassen wollte. Endlich erhörte Gott seine Bitten, und seine Gattinn gebar ihm einen Sohn, dessen Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Er nannte ihn Nureddyn Aly (das Licht der Religion), kleidete, aus Dankbarkeit gegen Gott, die Armen, beschenkte die Wittwen und Waisen. Als sein Sohn zehn Jahre alt war, brachte er ihn in die Schule, wo er den Koran, die Schreibekunst, und Auszüge aus Büchern zu machen erlernte. In dem Alter von zwölf Jahren aber lernte er reiten, Pfeile abschießen, und sich mit Wissenschaften jeder Art beschäftigen. Dabei war er höflich, wohlwollend, mildthätig und angenehm, so daß er jedermann, der ihn sah, bezauberte. Nunmehr bewarb er sich um die Freundschaft

*) D. h. Licht der Religion Aly.

mehrerer junger Leute, und mischte sich unter die Kaufleute und unter die Reisenden. Von diesen hörte er nun erzählen, was sie auf ihren Reisen in den verschiedenen Ländern für Merkwürdigkeiten und Seltenheiten gesehen hatten; auch pflegten sie wohl hinzuzufügen: „Wer das und das nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen, vor allen aber die Stadt Bagdad.“ Da betrübte er sich sehr, daß er noch nie gereist war. Er scheuete sich selbst nicht seinen Vater seinen Mißmuth merken zu lassen, und als ihn dieser einst darüber befragte, so antwortete er ihm: „Ich wünschte sehr, eine Reise zu machen.“ — „Ach, mein Sohn,“ antwortete jener, „wie kannst du Lust haben, zu reisen, da man nur in der höchsten Noth es zu thun pflegt. Ohne gründlichen Zweck wird wohl niemand eine Reise unternehmen. Du aber, du bist ja so glücklich. Begnüge dich daher mit dem, was dir Gott verliehen hat, und thue Gutes, wie er dir Gutes erwiesen hat. Belaste dich aber nicht mit den Mühseligkeiten und Sorgen einer Reise; sondern bedenke nur, daß man sprüchwörtlich sagt: „Reisen ist eine Art von Strafe.“ Der Sohn erwiederte indeß: „Ich will dennoch nach Bagdad reisen; denn man hat mir zu viel anziehendes von diesem Orte erzählt.“

Als sein Vater sich von der großen Neigung seines Sohnes überzeugte, entschloß er sich, seinem Wunsche zu willfahren, ließ die nöthigen Vorbereitungen treffen, gab ihm fünftausend Goldstücke baar, und für eben so viel Geld an Waaren mit, und zugleich zwei Diener zur Begleitung. Der Sohn reisete nun ab, unter den Segenswünschen seines Vaters, der ihn eine Strecke weit geleitete, und ihn alsdann verließ. Nureddyn Aly aber setzte seine Reise ununterbrochen fort, bis er endlich Bagdad erreichte, wo er sein Gepäck in eine Niederlage ablegen ließ. Er selbst begab sich hier sogleich in ein Reinigungs-Bad, legte nachher seine Reisekleider ab,

welche er mit den kostbarsten Gewändern vertauschte, steckte in seinen Aermel einen Beutel mit tausend Goldstücken, und spazierte dann, oder stolzirte vielmehr, in den volkreichen Straßen dieser prächtigen Stadt umher, wo er die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich zog, indem man seinen Wuchs mit einem schlanken Zweige, und seine Wangen mit Rosen verglich, und sich beeilte, ihn zu grüßen. Irgend ein Dichter äußert sich über einen ähnlichen schönen jungen Mann folgendermaßen:

„Dich sehen, oder dich hören, gleichviel, beides erregt dir Neider. Nehmt euch ein nützliches Beispiel, die ihr dieses höret!"

„Wahr bleibt es immer: Stolz darf der nicht darauf sein, den ein köstliches Gewand ziert, sondern der nur kann es sein, dessen Tugenden seine Kleider zieren."

Nureddyn begab sich hierauf auf die öffentlichen Plätze und Märkte, wo er das Leben unter der Volksmenge bewunderte. Hier traf ihn ein gewisser Abunnawas an, der in dem Rufe stand, daß er sich auf das Schöne wohl verstehe. Dem sei aber wie ihm wolle, genug dieser Abunawas, der ganz von der Schönheit des Nureddyn bezaubert war, näherte sich ihm, grüßte ihn, und fragte ihn: „Warum sehe ich meinen Herrn so einsam, so abgesondert. Wie es scheint, so bist du hier fremd und kennest diese Stadt gar nicht? Mit deiner gütigen Erlaubniß will ich dir meine Dienste anbieten, und dir die öffentlichen Plätze, Märkte und Gebäude zeigen und kennen lehren, denn mir ist alles dieses wohlbekannt." Da sprach Nureddyn: „Du wirst mir damit eine große Gefälligkeit erweisen, und mich zur höchsten Dankbarkeit verpflichten." Darüber freute sich Abunawas außerordentlich, und begann, seinem neuen Freunde alle Merkwürdigkeiten Bagdads zu zeigen. So kamen sie denn auch an das Haus des Sa'yd Annahas.[1]) Hier blieb Abuna-

was stehen, und fragte den Nureddyn, woher er wäre, und auf die Antwort desselben: er sei aus Damaskus, konnte dieser in seinen Lobsprüchen auf diese Stadt gar nicht aufhören, welches dem Nureddyn viele Freude machte. Endlich traten sie in das Haus, wo dem Abunawas alle Bewohner aus Hochachtung entgegen kamen, weil sie wußten, wie sehr er beim Chalyfen geschätzt war. Annahas ließ sogleich zwei Stühle bringen, auf welche sie sich setzten; er aber begab sich wieder in das Innere des Hauses zurück, und brachte eine sehr schöne Sklavinn heraus, die mit einem köstlichen Gewande bekleidet war, und ließ sie auf einen Sessel von Ebenholz setzen. „Soll ich euch," fragte er dann die beiden Fremden, indem er ihr den Schleier aufhob, „ein Gesicht zeigen, das einem Vollmond gleicht, wenn er in seiner ganzen Pracht hinter den Wolken hervotritt?" „Thue es," sagten sie, und in diesem Augenblicke glaubten sie die Sonne vor sich zu sehn, so sehr waren sie geblendet und entzückt. Ein Dichter sagt von ihrer Schönheit folgende Verse:

„Wenn sie den Götzendienern vorgestellt würde, so würden sie selbige statt ihrer Götzen, wahrlich zu ihrem einzigen Gott machen."

„Und wenn von ungefähr etwas von ihrem Speichel in das Weltmeer fiele, so würde dieses Salzwasser zu süßem trinkbaren Wasser werden."

Einer von den anwesenden Kaufleuten, die sich zum Sklaveneinkauf eingefunden hatten, bot gleich bei ihrem Anblick tausend Goldstücke für sie. Ein anderer überbot ihn um hundert Goldstücke; ein dritter sagte: „Ich gebe funfzehnhundert Goldstücke für sie." Da nach diesem kein Gebot mehr gethan wurde, erklärte der Besitzer, daß er mit ihr das Abkommen getroffen hätte, sie nur dann dem Meistbietenden zu überliefern, wenn er ihr gefiele; da fragten ihn die Anwesenden

nach ihrem Namen, und er sagte: sie heiße Sittulmulach.*) Da sprach Annahas zu ihr: „Wenn es dir beliebt, so werde ich dich diesem Kaufmann um 1500 Goldstücke verkaufen.

Neunhundert und neun und funfzigste Nacht.

Die Schöne sagte hierauf zu ihm: „Komm näher.“ Als er sich ihr nun näherte, stieß sie ihn mit den Füßen von sich, so daß er auf die Erde fiel, und sagte: „Diesen garstigen Mann mag ich nicht zum Herrn;“ Annahas stand wieder auf, schüttelte sich den Staub ab, und sprach: „Wer will mehr bieten?“ Da nahete sich ein andrer Kaufmann, und der Verkäufer fragte sie, ob sie von diesem gekauft werden wollte. Als sie ihm aber wiederum sagte: „Komm näher,“ so antwortete er: „Erkläre dich nur, ich werde dich schon von meinem Orte aus hören.“ Sie sagte ihm nun, daß sie auch diesen nicht wolle. Zugleich aber stand sie auf, und näherte sich dem jungen Manne aus Damaskus; denn dieser hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, so wie anderseits auch er durch ihre Schönheit ganz bezaubert war. So wie Annahas dies bemerkte, trat er zu ihm und that an ihn die Frage: „Bist du hier blos Zuschauer oder Käufer?“ — „Ich bin beides,“ war die Antwort; „willst du mir aber wohl das Mädchen für 1600 Goldstücke verkaufen?“ Mit diesen Worten zog er zugleich seinen Beutel heraus, und Annahas kehrte voll Freude sich um, und sprach zu sich selbst: „So muß es kommen, so, sonst wird nie etwas daraus.“ Zugleich wendete er sich zu dem Mädchen, und fragte sie: „Soll ich dich diesem jungen Manne aus Damaskus um 1600 Goldstücke verkaufen?“ — „Nein,“ sagte sie aus Scham vor ihrem Herrn und vor der versammelten Menge, welche nach und nach aus einander ging. Auch Abunawas und Nureddyn entfernten sich.

*) Fürstinn der Schönen.

Das Mädchen aber, deren Herz ganz von Liebe für Nur-eddyn entbrannt war, dachte die ganze Nacht hindurch an ihn, und konnte nicht schlafen, und da dieser Zustand mehrere Tage so fortdauerte, verfiel sie in Schwermuth, erkrankte, und wollte nichts mehr essen. Da trat einst ihr Herr zu ihr herein, und fragte sie nach ihrem Befinden. „Ach," erwiederte sie, „ich muß sterben, daran ist kein Zweifel. Nur eine einzige Bitte habe ich noch an dich, nämlich die, daß du mir mein Leichentuch kaufst, damit ich es ansehe, und mich an die Gedanken des Todes gewöhne." Da ging ihr Herr ganz betrübt hinaus, begab sich auf den Markt, wo er einen seiner Freunde, einen Seidenhändler, antraf, der an jenem Tage, wo auf das Mädchen geboten wurde, gegenwärtig gewesen war. „Warum bist du so betrübt?" fragte ihn dieser. — „Ach," antwortete er, „Sittulmulach ist todt krank. Seit drei Tagen schon ißt und trinkt sie nicht mehr, und als ich heute zu ihr kam, da bat sie mich, ich möchte ihr ein Leichentuch kaufen." Da sagte der Seidenhändler: „Ich glaube, sie ist in den jungen Mann aus Damaskus verliebt. Ich rathe dir, wenn du jetzt nach Hause kommst, so sprich mit ihr von ihm, und stelle dich, als wenn er dir gesagt hätte, er wolle zu dir kommen, um sie singen zu hören. Wenn sie dir dann sagt: Ueberhebe mich dessen, denn mich beschäftigt jetzt etwas ganz anders, als der junge Mann aus Damaskus; so kannst du überzeugt sein, daß sie dir die Wahrheit gesagt hat. Wenn sie dir aber etwas anderes antwortet, so zeige mir es nur an." Annahas begab sich demnach sogleich nach Hause zurück, und sagte zu der Sklavinn: „O Sittulmulach, ich bin wegen dir ausgegangen, und da ist mir der junge Mann aus Damaskus begegnet. Er läßt dich grüßen, und wünschte sehr, dich näher kennen zu lernen, auch hat er mich gebeten, ihm zu erlauben, daß er zu mir kommen dürfe, um etwas von dir singen zu hören." Als sie das Wort Damaskus hörte, stieß

sie einen tiefen Seufzer aus, und sprach: „Ach, er weiß wohl nicht den traurigen Zustand, in dem ich mich befinde. Ich bitte dich, gehe hin und entschuldige mich bei ihm.“ Als Annahas dieses hörte, war er vor Freuden außer sich, ging zu seinem Freunde, dem Seidenhändler, und sprach zu ihm: „Du hast ganz recht, sie liebt den jungen Mann. Was ist nun zu thun?“ — „Gehe nur jetzt auf den Markt,“ erwiederte der andere, „und wenn du ihn siehst, so sage ihm: Es hat mir neulich sehr leid gethan, dich so unverrichteter Sache weggehn zu lassen. Wenn du sie aber noch kaufen willst, so will ich dir aus Achtung, und um dir gefällig zu sein, hundert Goldstücke vom gebotenen Preise nachlassen; besonders darum, weil du bei uns hier fremd bist. Wenn er dir nun antwortet: Ich will sie nicht mehr kaufen, so zeige mir es an, damit ich etwas anderes aussinne; wenn er dir aber etwas anderes sagt, so verbirg mir es ebenfalls nicht.“ Er ging also auf den Markt, und traf dort den bewußten Mann, der da eben große Handlungsgeschäfte machte. Sie grüßten sich sehr freundschaftlich, und Annahas redete mit ihm von der Sklavinn, bot sie ihm um hundert Goldstücke weniger an, und fügte dann hinzu: „Ja, um dir, als Fremden, eine Gefälligkeit zu erweisen, will ich sie dir noch billiger lassen.“ — „Bei Gott,“ erwiederte jener, „ich nehme sie nicht an, außer du empfängst von mir mehr noch, als ich dir geboten habe. Darum mußt du sie mir schon für 1700 Goldstücke verkaufen.“ — „Das thue ich sehr gern,“ antwortete jener, „Gott segne dir diesen Kauf.“ Nureddyn ging nun sogleich in sein Haus, nahm einen Beutel, und begab sich zu Annahas, dem er den eben gebotenen Preis in Gegenwart des eben angekommenen Seidenhändlers auszahlte, und verlangte, daß sie herausgeführt würde. „Ach,“ sagte Annahas, „das ist jetzt in diesem Augenblicke nicht möglich; aber habe die Güte, und sei

heute Tag und Nacht mein Gast; morgen kannst du dann dein Mädchen mitnehmen, und in Gottes Namen fortgehen." Nureddyn willigte ein, und nach einer Stunde wurden die Speisen aufgetragen.

Neunhundert und sechzigste Nacht.

Nachdem sie eine Weile gegessen und getrunken hatten, sagte Nureddyn zu dem Herrn der Sklavinn: „Nun wünschte ich, daß du mir das Mädchen hervorbrächtest; denn ich habe sie nur gekauft, um mir in ähnlichen Augenblicken durch ihren Gesang Freude zu machen." Da erhob sich Annahas, ging zu der Sklavinn hinein, und sagte zu ihr: „Der junge Mann ist da, hat dich gekauft, ist bei uns zu Gaste, und wünscht sehr, daß du zu ihm kommen möchtest." Da stand sie fröhlich auf, zog sich schöne Kleider an, bestrich sich mit wohlriechendem Wasser, und begab sich zu ihm, schön sonder gleichen. Hinter ihr folgte eine Sklavinn, die ihre Laute trug. Als sie angekommen war, setzte sie sich neben Nureddyn, und grüßte ihn freundlich; sodann nahm sie die Laute von der Sklavinn, drehte die Wirbel, und spielte vier und zwanzig Tonarten durch, bis sie in die erste zurückkam, und sang dann folgendes Lied:

„Meine einzige Freude in der Welt ist, zu euch zu kommen, und in eurer Nähe zu sein."

„Euch lieben ist für mich Gesetz, und ohne euch zu leben, ist eine Unmöglichkeit."

„Meine Zeugen sind die Thränen, die auf meine Wangen fließen, und die ich nicht verbergen kann, so oft ich an euch denke."

„Bei Gott, in der ganzen Welt liebe ich niemanden, so wie euch, und so lang' ich lebe, werde ich meiner Liebe zu euch treu bleiben."

„Heil euch! Was ist bittrer, als fern von euch zu sein?
Möge nur auch nie von eurer Seite die Liebe zu mir
aufhören!" —

„Wunderschön!" rief Nureddyn entzückt aus, „singe mir doch noch ein ähnliches," und zugleich überreichte er ihr funfzig Goldstücke. Unterdessen gingen noch die Becher in der Gesellschaft herum, und Annahas sagte zu Sittulmulach: „Nun wird deine Trennung bald nahen, lasse mich daher doch vorher noch etwas von deinem Gesange hören. Sie sang:

„In meinem Inneren ist Sehnsucht, Erinnerung und
Liebespein, und mein Körper kann nicht länger meine
Betrübniß ertragen."

„Glaubet nicht, o Geliebter! daß ich euch vergessen habe;
mein Zustand ist noch immer derselbe, und mein Kummer ist nicht von mir gewichen."

„Wenn je ein Mensch in seinen Thränen geschwommen
ist, so bin ich die erste, die es thun könnte."

„O! Mundschenk! wende deinen Becher von einem Erkrankten ab, der zum Morgen- und Abendgetränke
nichts weiter als Thränen genießt!"

„Hätte ich ahnen können, daß eure Trennung von mir
Ursache an meinem Tode vor Gram sein würde, wahrlich, nichts hätte mich von euch scheiden können; allein
nun ists zu spät, alles ist bereits vorüber."

Während sie in dem höchsten Genuß der Freude waren und sich den Ergötzlichkeiten der Tafel sowohl als des Gesanges widmeten, und das Gespräch bereits ganz zutraulich geworden war, wurde unten an der Thür heftig geklopft. Annahas ging, um zu sehen, wer es wäre, und erblickte zu seinem Erstaunen zehn Leute von der Dienerschaft des Chalyfen. „Was verlangt ihr?" fragte er sie. — „Der Fürst der Gläubigen," war ihre Antwort, „grüßt dich, und verlangt die Sklavinn, die du vor

einiger Zeit ausgeboten hast. Sie heißt Sittulmulach." — „Bei Gott, ich habe sie verkauft," antwortete er. — „Kannst du bei dem Haupte des Chalyfen schwören, daß sie nicht mehr in deinem Hause ist?" Da schwur er ihnen, daß er sie verkauft hätte, und sie nicht mehr in seiner Gewalt wäre. Sie ließen ihn hierauf stehen, stürzten ins Haus, und fanden in der Versammlung Nureddyn und das Mädchen. Sie legten sogleich Hand an sie, und obgleich jener schwur, sie gehöre ihm, und er habe sie für sein Geld gekauft, so hörten sie doch nicht auf ihn, sondern schleppten sie zum Chalyfen. Jetzt begann für Nureddyn ein sehr trauriges Leben. In seiner Betrübniß wollte er sich fortbegeben; allein Annahas verhinderte ihn, und sprach: „Wo willst du in dieser dunkeln Nacht hingehen?" — „In mein Haus will ich gehen," antwortete er, „und den andern Morgen zum Chalyfen, und meine Sklavinn zurückfordern." — „Schlafe bis an den Morgen hier," entgegnete jener, „und gehe nicht in der Nacht aus." Da er indeß sich nicht abhalten lassen wollte, und auf dem Weggehen bestand, so ließ er es geschehen, und sprach: „Gott geleite dich!" Er ging also in einem ziemlich betrunkenen Zustande fort, und da er taumelnd bei einigen Kramläden vorbeiging, bemerkten ihn die Wächter, lauerten ihm auf, und da er beim Anlehnen eingeschlafen war, näherten sie sich ihm, begossen ihn mit Wasser, um ihn aufzuwecken, und brachten ihn dann zu dem Polizeipräfekten. Dieser fragte ihn nach seinen Umständen, worauf er ihm mit kurzen Worten erwiederte, daß er bei einem seiner Freunde gewesen, trunken weggegangen und auf dem Wege eingeschlafen wäre. „Führt ihn in sein Haus!" befahl sofort der Präfekt. Da dachte einer der anwesenden Polizeibeamten mit Namen Muradi bei sich selbst: „Was sollen wir mit dem Manne anfangen? Er hat kostbare Kleider an, prächtige Ringe an den Fingern,

vielleicht auch viel Geld bei sich; er ist fremd, niemand wird nach ihm fragen, noch wird irgend jemand wegen ihm zur Verantwortung gezogen werden; wir wollen ihn daher umbringen.“ Diesen Plan theilte er dem Aufseher schändlicher Weise mit, und zwar mit dem Vorschlage, die Beute zu theilen. Dieser war ungerecht genug, darein zu willigen. „Es ist ein Dieb, sagte er, „er hat gelogen.“ „Gott behüte mich,“ sprach Nureddin, „daß ich ein Dieb sei.“ „Du lügst,“ wurde ihm aber jedes mal entgegen geschrien. Sie rissen ihm nun seine Kleider ab, nahmen ihm seine Ringe und schlugen ihn. Da flehete er um Gnade; aber alles sein Bitten war vergebens. „Alles soll euer sein, was ihr mir ungerechter Weise genommen habt,“ rief er hierauf; „bringt mich nur in meine Wohnung!“ Allein sie verhöhnten ihn, und sprachen: „Wir wissen wohl, daß du uns dann morgen verklagen würdest.“ „Bei Gott, dem Ewigen,“ erwiederte er, „niemanden will ich deswegen belangen.“ Der Aufseher befahl nun ganz im Zorn, ihn an das Ufer des Tigris zu führen, ihn zu tödten, und dann hinabzustürzen. Sie schleppten ihn auch wirklich ungeachtet seines Weinens und Widerstrebens fort. In seiner Noth sagte er dann das Wort, welches noch niemand vergebens ausgesprochen hat: „Es ist keine Kraft und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen und Großen.“ Als sie an dem Tigris angekommen waren, zogen sie das Schwert über seinem Haupte, und Muradi befahl dem Scharfrichter, ihm den Kopf abzuschlagen. In demselben Augenblicke trat aus ihrer Mitte ein Mann hervor, mit Namen Achmed, und sprach: „Ihr Leute, übereilt euch nicht mit diesem Unglücklichen! Tödtet ihn nicht ungerechter Weise. Ich fürchte Gott, und ihr wißt, daß ein Mord von ihm mit dem Feuer der Hölle bestraft wird.“ „Laß ab von diesem Gewäsch,“ unterbrach ihn Muradi, und wiederholte seinen Befehl, Nureddyn den

Kopf abzuschlagen." Da sprach Achmed: „Wenn ihr das geringste an ihm thuet, so benachrichtige ich den Chalyfen von eurer Schändlichkeit." „Was können wir denn thun?" erwiederten sie, „wir sind schon zu weit mit ihm gegangen." Achmed sagte: „Ich will euch für ihm Bürge sein. Wir wollen ihn in einen sicheren Verwahrungsort führen, damit wir wenigstens kein unschuldig vergossenes Blut auf uns laden." Hierauf kamen sie mit einander überein, daß sie ihn in das Gefängniß, worin die zum Tode Verurtheilten aufbewahrt wurden, bringen wollten. Sie führten dies auch sogleich aus, und entfernten sich sodann.

Was nun aber die Sittulmulach betrifft, so wurde sie von jenen Leuten zu dem Fürsten der Gläubigen gebracht, den sie durch ihre unbeschreibliche Schönheit ganz entzückte. Er befahl sogleich, ihr in seinem Palast eines der schönsten Zimmer einzuräumen, und sie wurde auch alsbald dahin gebracht. Hier befand sie sich nun in dem Wohnsitze der Freude, der Pracht und des Glücks, aber Tag und Nacht in Thränen schwimmend, und alle Speise und Trank ausschlagend. Nach Verlauf mehrerer Tage ließ sie eines Abends der Chalyf zu sich fordern. „O Sittulmulach," sprach er zu ihr, „sei ruhig, und heiteren Blicks; denn ich will dich über alle Frauen erheben, und dir soll nur das widerfahren, was dich freuen kann." Statt der Antwort verneigte sie sich weinend bis zur Erde. Der Chalyf befahl hierauf, ihre Laute zu bringen, und ersuchte sie, ihn etwas hören zu lassen. Sie that dies auf folgende Weise, indem sie dem Gefühle ihres Herzens freien Lauf ließ:

„Ich beschwöre dich (Geliebter) bei der Reinheit deines Herzens, und der Wonne deines lächelnden Mundes; sage mir, drückt dich der Kummer wegen unsrer Trennung, ist dein Herz bewegt?"

„Ach wie viele sind schon dem Schmerze der Liebe unterlegen! auch ich ertrage den meinigen nicht, und keines Tadlers Vorwurf schreckt mich nicht mehr!“

Als sie geendet hatte, warf sie die Laute aus ihren Händen, weinte, und überließ sich so sehr der Betrübniß, daß sie ohnmächtig wurde. Da befahl der Chalyf, sie in ihr Gemach zu bringen. Er aber wurde von ihr immer mehr eingenommen, und liebte sie nur noch beharrlicher. Nach einiger Zeit ließ er sie wieder vor sich fordern, und verlangte, daß sie ihm wieder etwas vorspielte. Sie that es, indem sie ihre Empfindungen nochmals durch folgende Worte ausdrückte:

„Ich bin unfähig, die Trennung von ihm zu ertragen, da wir nur eines Herzens waren.“

„Du verlangst von mir, was ich nicht gewähren kann. Beharrst du länger noch dabei, so werde ich bald nicht mehr sein.“

Sie warf die Laute dann wieder von sich, und weinte, worauf sie wieder nach ihrem Zimmer gebracht wurde. Ihr Kummer hatte sich während dieser Zeit nicht vermindert, und ihre Sehnsucht hatte nur zugenommen. Nach einiger Zeit ließ der Chalyf sie zum drittenmale vor sich rufen, und befahl ihr zu singen.

Neunhundert und ein und sechzigste Nacht.

Sie nahm die Laute und sang:

„Werde ich wohl je den Geliebten wiedersehen, von dem ich so gewaltsam getrennt wurde?“

„O wie schön war doch sein Anblick! Wie glänzend sein Gesicht! Glich er der Sonne oder dem aufgehenden Monde?“

„Ich bitte den, der uns trennte, und unsere Trennung veranlaßte, daß er uns wieder vereinige.“

Als sie geendet hatte, sprach der Chalyf zu ihr: „Mädchen, ich sehe du liebst?“ — Sie bejahete es. — „Wen liebst du?“ fragte er weiter. „Meinen Herrn, den Besitzer meines Herzens und meiner Person, denjenigen, zu dem meine Liebe so groß ist, wie der Durst der Erde nach Regen. Seine Liebe hat mein Blut und mein Innerstes durchdrungen. O Fürst der Gläubigen, wenn du nur seiner erwähnst, so entbrennt mein ganzes Herz. O könnte ich doch meinen Wunsch befriedigen ihn zu sehn, und wenn ich nicht fürchtete, zu sterben, ohne ihn noch einmal zu erblicken, so würde ich mich selbst tödten.“ — „Du bist,“ erwiederte der Chalyf, „in meiner Gegenwart, und wagst es, solche Reden zu führen? Wahrlich, ich werde dir deinen Herrn vergessen machen.“ Er befahl hierauf, daß sie in ihr Gemach zurück geführt würde, und schickte ihr durch eine Sklavinn zum Geschenk ein Kästchen, worin dreitausend Goldstücke sich befanden, nebst einem vollständigem Schmucke von Gold, mit Perlen und Edelgesteinen verziert, dreitausend Dukaten an Werth. Indem jene es ihr überreichte, sagte sie: „Das Geschenk und die Ueberbringerinn sind dein.“ — „Behüte Gott,“ waren die einzigen Worte der Sittulmulach, „daß ich meinen Herrn und meine Liebe zu ihm je vergesse, und wäre es auch um die ganze Erde voll Gold.“ Hierauf begann sie folgende Verse herzusagen:

„Mögen sie doch immer sagen: „Laß ab von deiner Liebe zu ihm; vergiß ihn, und liebe einen andern.“

„Stets werde ich antworten: Bei seinem Leben, wie könnte ich diesen Vollmond vergessen, der die Schönheit zum Gewand hat, und von dessen Wangen Lichtglanz strahlet.“

Einige Tage später ließ sie der Fürst der Gläubigen nochmals zu sich rufen, und befahl ihr, etwas zu singen, worauf sie folgendes Lied anstimmte:

„Das Herz des Liebenden neigt sich stets zu der Geliebten, wenn gleich sein Geist durch Schmerz und Kummer gedrückt wird.“

„Sollte mich jemand fragen: Wie findest du diese Liebe? so würde ich antworten: Sie ist zwar sehr bitter, aber dennoch süß.“

Als sie diese Verse geendigt hatte, warf sie die Laute abermals hin, weinte und wurde ohnmächtig, so daß sie durch Rosenwasser und andere Wohlgerüche wieder zu sich gebracht werden mußte. Sobald sie wieder zu Kräften gekommen war, sprach Harun Arreschyd zu ihr: „Das ist sehr unbillig von dir, Sittulmulach. Wie kannst du jemandem andern zugethan sein, da ich dich so sehr liebe.“ — „O Fürst der Gläubigen,“ antwortete sie, „das steht nicht in meiner Macht. Es ist mir unmöglich, ihn zu vergessen.“ — „Bei der Wahrheit Muhammed's, des Propheten,“ schwur nun der Chalyf, „wenn du von nun an irgend eines andern außer mir in meiner Gegenwart Erwähnung thust, so befehle ich, daß man dir den Kopf abschlage.“ Er ließ sie sodann in ihr Gemach zurückbringen, wobei sie viele Thränen vergoß, und zugleich folgende Verse sang:

„Wahrlich, wenn ich sterben könnte, o wie lieb wäre mir dies! denn der Tod ist geringer als das, was ich jetzt erdulden muß.“

„Sollte man auch meinen Körper in Stücken zerhauen, so wäre dies doch für mich Liebende keine Strafe.“

Was unterdeß den Chalyfen anbetrifft, so begab er sich zu der Sultaninn Zobeïde.*) Seine Farbe war vor Zorn ganz verändert. Die Sultaninn, die es ihm sogleich ansah, fragte ihn: „Warum sehe ich meinen Fürsten so verändert?“ — „Liebe Nichte,“ antwortete er ihr, „ich besitze ein schönes Mädchen, die sehr geschickt ist im Hersagen von Versen, und

*) Milchschaum.

die mein Herz ganz eingenommen hat. Aber leider liebt sie einen andern, und erklärt ganz deutlich, daß sie ihrem Herrn treu ergeben ist. Indeß ich habe einen großen Schwur gethan, daß, wenn sie in meiner Gegenwart für einen andern, als für mich singen sollte, ich ihr das Haupt abschlagen lassen werde." Als die Sultaninn dieses hörte, bat sie ihn, er möchte erlauben, daß sie vor sie gebracht würde, damit sie dieselbe sehen und etwas von ihrem Gesange hören könne. Der Chalyf ertheilte sogleich den Befehl, daß sie vorgeführt würde, und Zobeïde begab sich hinter einen Vorhang, um nicht von ihr gesehen zu werden. Sobald jene ankam, wurde sie von dem Chalyfen aufgefordert, zu singen und sie that es in folgenden Worten:

„O! Geliebter, von dem Tage an, da ich euch verlassen habe, hat das Leben aufgehört für mich angenehm zu seyn; denn mein Herz ist tief betrübt."

„Mit jedem Augenblick tödtet mich die Erinnerung an euch. Bald wird jede Spur von mir von der Erde vertilgt sein."

„Denn wegen seines Verlustes gleiche ich einer linken Seite, der die Rechte fehlt."

„Denn die Schönheit selbst schien auf seine Wange geschrieben zu haben: Gepriesen sei Gott, der größte Schöpfer!"

Als sie ihre Verse geendigt hatte und Harun dieses hörte, gerieth er von neuem in Wuth und sprach: „Möge Gott euch nie mit einander vereinigen!" Zugleich befahl er dem Scharfrichter, ihr den Kopf abzuschlagen.

Neunhundert und zwei und sechzigste Nacht.

Masrur, der Scharfrichter, nahm sie hierauf bei der Hand und wollte sie zur Thüre hinaus führen. Da wendete sie sich um, und sprach: „Ich beschwöre dich, o Fürst der Gläubigen, bei dem Namen deiner Väter und Voreltern,

daß du anhörest, was ich dir zu sagen habe;" und zugleich sprach sie folgende Verse:

„O Fürst! dem die Gerechtigkeit zu handhaben über seine Unterthanen anvertraut worden ist, sei wohlwollend gegen dieselben; Gerechtigkeit gehört zu den edelsten Zeichen der Großen."

„Wie kann man denn Liebende wegen ihrer Liebe tadeln? Ist denn die Liebe ein Verbrechen?"

„Bedenke dieses, o Fürst! ich beschwöre dich bei demjenigen, der dir dieses Reich verliehen hat, denn das Reich in dieser Welt ist ja nur ein Geschenk, verliehen von Gott!"

Nun führte sie Masrur weiter fort, verband ihr die Augen, ließ sie sich setzen und erwartete einen zweiten Befehl ab. Da sprach die Sultaninn Zobeïde: „O Fürst der Gläubigen! du scheinst mir im Betreff dieses Mädchens ungerecht zu handeln. Ich vermisse ganz deine dich so auszeichnende Langmuth, und die Hinrichtung der Unschuldigen sieht dir nicht ähnlich." — „Was hat es denn," erwiederte er, „für eine Bewandtniß mit diesem Mädchen?" — „Laß sie doch nicht tödten," sprach die Sultaninn, „sondern gieb Befehl, daß ihr Herr vorgeführt werde. Wenn er so schön ist, wie sie ihn beschreibt und alle die Vollkommenheiten besitzt, die sie von ihm erzählt, so wirst du dich selbst überzeugen, daß sie zu entschuldigen ist. Ist er aber nicht so schön, so kannst du sie unter diesem Vorwande tödten lassen." — „Dieser Vorschlag ist nicht übel," sagte der Chalyf und befahl, daß sie in ihr Zimmer geführt würde. „Das hast du der Sultaninn Zobeïde zu verdanken," sagte er zu ihr bei ihrem Weggange, „welche mir vorgeschlagen hat, deinen Herrn vorzufordern. Finde ich ihn so schön, wie du ihn beschreibst, so sehe ich wohl ein, daß du zu entschuldigen bist." — „Gott vergelte," sprach die Sklavinn, „der Sultaninn

Zobeïde an meiner Statt das Gute, was sie mir erwiesen hat, und du, o Fürst der Gläubigen! hast durch diesen Ausspruch neue Beweise deiner Gerechtigkeitsliebe gegeben." — „Gehe," sagte er hierauf, indem er sie entließ, „morgen werden wir deinen Herrn holen lassen." Hier neigte sie sich zur Erde und sagte folgende Verse:

„Ich finde Wohlgefallen an dem, den ich liebe. Wer da will, kann mich tadeln, doch werden mir auch viele Beifall schenken."

„Der Tod kommt nur in der bestimmten Zeit, doch der meinige wird früher eintreten, wenn mich wegen meiner Wahl Tadel trifft."

„O du! aus Liebe zu dem ich jetzt in Gefahr bin, mein Leben zu verlieren, glaube mir, ich murre nicht; mein einziger Wunsch ist, dich noch einmal zu sehen. Komm also bald!"

Nach Vollendung dieser Verse begab sie sich in ihr Zimmer.

Am andern Morgen, als der Chalyf Audienz gab, trat sein Wesyr Ga'afar zu ihm. Er ließ ihn sogleich näher kommen und sagte zu ihm: „Ich beauftrage dich hiermit, daß du einen gewissen Nureddyn Aly aus Damaskus zu mir kommen lässest, der vor einiger Zeit in Bagdad angekommen ist." Der Wesyr verneigte sich und ging hinaus, um die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung des Nureddyn zu geben.

Schon drei Tage lang waren die Straßen, die öffentlichen Märkte, die Waarenniederlagen und die Wirthshäuser Bagdads durchsucht worden und am vierten Tage begab sich Ga'afar zum Chalyfen, um ihm von der Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen zu benachrichtigen. Da sprach der Chalyf: „Schreibe nach Damaskus, vielleicht ist er in sein Vaterland zurückgekehrt." Ga'afar schrieb dahin und schickte den Brief mit einem Dromedar-Boten nach Damaskus ab, allein auch in seiner Vaterstadt wurde er vergeblich

gesucht. Während dieser Zeit kamen Nachrichten aus Chorassan, daß nähmlich dieses Land von den Truppen des Chalyfen erobert worden sei. Harun empfand darüber große Freude und befahl, alle in solchen Fällen übliche Festlichkeiten anzustellen; auch verordnete er, daß alle Gefangene in Freiheit gesetzt und jedem derselben ein Goldstück und ein Kleid gegeben würde. Ga'afar hatte es übernommen, diese Festlichkeiten zu veranstalten, sein Bruder Alfadl dagegen hatte sich dem Geschäft unterzogen, die Gefangenen loszulassen und sie zu kleiden. Er hatte dies auch so schnell ausgeführt, daß binnen kurzer Zeit alle in Freiheit gesetzt waren, nur der unglückliche Nureddyn schmachtete noch in den Fesseln, in welchen er nicht aufhörte, den allmächtigen und gnädigen Gott um seine Befreiung anzuflehn. Alfadl fragte den Gefangenwärter, ob sich irgend ein Gefangner noch in dem Gebäude befände und da dieser die Frage mit Nein beantwortete, so war er eben im Begriff, wegzugehn, als er die Stimme des Nureddyn hörte, welcher ihm zurief: „O Herr, weile noch, es ist niemand mehr übrig, als ich, der ich ungerechter Weise hier schmachte. Es ist ja heute ein Tag allgemeiner Verzeihung, an dem keiner unerhört von dannen gelassen wird." Da befahl Alfadl sogleich ihn frei zu lassen, er gab ihm zugleich ein Gewand und ein Goldstück, worauf er sich entfernte. Nureddyn aber war ganz erstaunt, und wußte nicht, wo er sich jetzt hinwenden sollte; denn er hatte mehr als ein ganzes Jahr schon in dem Kerker gesessen. Sein ganzes Wesen hatte sich verändert, sein Ansehen sich verschlechtert, und aus Besorgniß, einer seiner Verfolger möchte ihn erblicken, sah er sich unterweges sehr oft um. Muradi aber, der bald von seiner Freilassung Kunde bekam, eilte sogleich zu dem Vorsteher, und sagte zu diesem: „Mein Herr, wir sind nun unsers Lebens nicht mehr sicher, wegen des Mannes, den wir dazumal

ins Gefängniß warfen. Denn nun ist er freigelassen, und es kann nicht fehlen, daß er gegen uns Klage führe." — „Was ist hierbei zu thun?" fragte jener. — „Wenn du mir freie Hand läßt," antwortete Muradi, „so will ich ihn in ein Unglück stürzen, welches uns sichern wird." Er entfernte sich also schleunigst, spürte Nureddyn nach, und zu dessen Unglück traf er ihn auch in einer engen Straße, die keinen Ausweg hatte. Er eilte auf ihn zu, und warf ihm einen Strick um den Hals, indem er ausrief: „Ein Dieb, ein Dieb!" Nun kamen Leute von allen Seiten herzu, schlugen auf ihn los, und schleppten ihn fort, ohne auf seine Bitten zu hören. „Wie?" rief Muradi ihm grimmig zu, „gestern erst hat dich der Fürst der Gläubigen in Freiheit gelassen, und heute stiehlst du schon wieder?" Dieses erbitterte die Leute noch mehr gegen ihn, und sie leisteten dem Muradi allen möglichen Beistand. Als er ihn endlich zu dem Vorsteher gebracht hatte, befahl dieser, ihm die Hand abzuhauen. Der Vollstrecker dieses Befehls ergriff ihn, zog das Messer heraus, und Muradi sagte zu ihm: „Haue ab, und zerschneide den Knochen, und bediene dich nicht des glühenden Eisens, um das Blut zu stillen, damit wir seiner endlich los werden." In diesem Augenblick trat Achmed herein, welcher schon früher einmal Ursache seiner Rettung gewesen war, und sprach: „O ihr Leute, fürchtet Gott wegen dieses jungen Mannes. Ich weiß, wie sich alles mit ihm verhält, und wenn ihr nicht von ihm sogleich ablasset, so begebe ich mich diesen Augenblick zu dem Chalyfen, und erzähle ihm die ganze Sache." Muradi aber entgegnete: „Wir sind alsdann nicht sicher, daß er uns verräth." Da sagte Achmed: „Laßt ihn frei, und übergebt ihn mir; ich will euch Bürge sein, daß ihr ihn von jetzt an nie wieder sehen werdet." Sie überlieferten ihm also Nureddyn. Als Achmed mit ihm wegging, sagte er zu ihm: „Habe Mitleid mit dir selbst; denn schon

bist du zweimal in die Hände der Gottlosen gefallen. Wenn sie sich ein drittesmal deiner bemächtigen können, so bist du verloren. Ich will indeß an dir ein gutes Werk thun, den Lohn und das Wohlgefallen Gottes erwerben, und hoffen, daß mein Gebet erhört werden wird." Nureddyn küßte ihm vor Freude und Dankbarkeit die Hand, wünschte ihm allen göttlichen Segen und sprach: „Du weißt, daß ich in deinem Lande fremd bin. Eine gute Handlung vollenden, ist aber besser als sie bloß anfangen. Daher ist mein einziger Wunsch an deine Güte, du möchtest mir die Wohlthat erweisen, und mich bis an das Stadtthor geleiten. Das ist alles, was ich von deiner Güte mir ausbitte, und was dir Gott reichlich lohnen wird." — „Es soll dir nichts Böses widerfahren," antwortete ihm Achmed, „ich gehe nicht eher von dir, als bis du außer Gefahr bist." Als sie an das Stadtthor angelangt waren, sprach er: „Gehe nun unter dem Schutz Gottes von dannen, kehre aber nie mehr in diese Stadt zurück; denn wenn jene dich noch einmal sehen, so ist dein Tod gewiß."

Nureddyn küßte ihm die Hand, dankte ihm, entfernte sich, und hörte nicht auf, immer weiter zu gehen, bis er an eine Moschee gelangte, welche am Ende der Vorstadt gelegen war. Da bie Nacht bald anbrechen wollte, ging er hinein, und da er nur nothdürftig bekleidet war, so hüllte er sich in einen der Teppiche dieser Moschee, welche in derselben ausgebreitet waren, um das Gebet knieend auf ihnen zu verrichten. Bald darauf kamen die Gebet-Ausrufer herein, und fanden ihn in dem beschriebenen Zustande. Als nun einer derselben ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „Ich begebe mich unter deinen Schutz vor einigen gottlosen Leuten, die mich ungerechter Weise tödten wollen." — „Mein Sohn," antwortete ihm jener, „du sollst meines Schutzes genießen; sei unbesorgt, und beruhige dich." Zugleich gab er ihm ein altes Kleid, um sich zu bedecken, und reichte ihm auch et-

was zu essen. Da er in der Folge an ihm immer mehrere gute Eigenschaften bemerkte, so sagte er zu ihm: „Ich bin, wie du siehest, sehr alt, und ich wünschte sehr, daß du mich in meinen Beschäftigungen unterstütztest, dafür werde ich allen deinen Kummer lindern.“ Nureddyn willigte sehr gern in diesen Vorschlag ein, und von nun an besorgte er das Amt des Greises, indem er am Morgen das laute Gebet verrichtete, auf dem Thurme der Moschee die Gebetszeit ausrief, die Kerzen in der Moschee anzündete, die Gefäße zu den Abwaschungen mit Wasser anfüllte, die Moschee auskehrte und rein hielt, wobei denn der Greis ausruhen konnte.

Was unterdeß die Sittulmulach betrifft, so hatte die Fürstin Zobeïde ein Gastmahl veranstaltet, bei welchem alle ihre Sklavinnen zugegen sein mußten. Auch jene wurde herbeigeholt. Sie erschien indeß traurig und weinend, weshalb sie die Anwesenden tadelten, worauf sie folgende Verse hersagte:

„Ihr tadelt einen Betrübten, der aus Kummer weint. Soll denn der Betrübte nicht seinen Kummer durch Seufzer äußern?“

„Wenn nicht einst ein Tag mir Trost bringt, so werde ich weinen, bis statt Thränen Blut aus meinen Augen fließet.“

Als sie diese Verse geendigt hatte, befahl die Fürstinn Zobeïde, daß jedes Mädchen ihr ein Lied singen sollte. Endlich kam auch die Reihe an Sittulmulach, welche ihre Laute nahm, sie stimmte, und vier und zwanzig Gänge in verschiedenen Tonarten ausführte, darauf in die erste Tonart zurück kam, und folgende Verse sang:

„Das Mißgeschick hat auf mich alle seine Pfeile versendet, und mich von meinem Freunde getrennt.“

„Deshalb vereinigt sich in meinem Herzen der Brand aller Herzen, und in meinem Auge die Thränen aller Augen.“

Nach Endigung dieser Verse ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Auch die Anwesenden wurden davon gerührt, und Zobeïde bezeigte ihr das höchste Mitleiden, und sprach: „Liebe Sittulmulach, derjenige, den du liebst, ist, glaube ich, nicht in der Welt; denn der Fürst der Gläubigen hat ihn überall suchen lassen, und bis jetzt ist er noch nicht gefunden worden.“ Da stand jene auf, küßte der Fürstinn die Hand, und sprach: „Wenn er gefunden werden soll, so habe ich an dich eine Bitte, deren Erfüllung du bei dem Chalyfen bewirken kannst.“ — „Und worin besteht diese?“ — „Daß du nämlich,“ erwiederte sie, „mir die Erlaubniß verschaffst, auszugehen, und ihn selber drei Tage überall suchen zu dürfen; denn das Sprüchwort sagt: Derjenige, welcher wegen eigenem Kummer weint, ist nicht, wie das gemiethete Klageweib. Sobald ich ihn finde, führe ich ihn dann dem Fürsten der Gläubigen vor, damit er mit uns schalten könne, wie er wolle. Wenn ich ihn aber nicht finde, so werde ich alle Hoffnung, ihn wiederzusehen, verlieren, und die Liebe zu ihm wird erkalten.“ — „Nein,“ erwiederte Zobeïde, „ich will nicht drei Tage, sondern einen vollen Monat dir auswirken.“

Neunhundert und drei und sechzigste Nacht.

Da dankte Sittulmulach, und ging in ihr Zimmer. Die Fürstinn Zobeïde aber begab sich zum Chalyfen, unterhielt sich mit ihm eine Zeit lang, küßte ihn auf die Stirn, und dann seine Hände, bat ihn um die Erfüllung dessen, was sie der Sittulmulach versprochen hatte, und endigte mit der Bemerkung, daß sie ihren Herrn wohl nicht finden werde, und wenn sie ihn eine Zeit lang würde vergebens gesucht haben, so würde ihre Sehnsucht nach ihm nachlassen, und ihr Gemüth sich beruhigen. Hierauf spielte und scherzte sie noch eine Weile mit ihm; denn es lag in ihrer Natur,

immer heiter und spielend zu sein. Kurz sie lag ihm so lange deshalb an, bis er endlich erlaubte, daß sie einen Monat lang ihren Herrn aufsuchen dürfe. Er bewilligte ihr zugleich ein Maulthier, um darauf zu reiten und einen Diener zur Bedienung, und seinem Wechsler befahl er, ihr alles, was sie brauchte, zu zahlen, wären es auch tausend Drachmen täglich und noch mehr.

Die Fürstinn ging nun sogleich in ihr Schloß, und befahl, eiligst die Sittulmulach zu ihr zu holen. Diese kam an, und wurde sogleich durch sie von dem Vorgefallenen benachrichtiget. Ueber diese Botschaft war sie denn sehr erfreut, dankte ihr, und beschäftigte sich, sobald sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, mit den Vorbereitungen zur Abreise. Sie verschleierte sich, und machte sich durch Verkleidung unkenntlich, bestieg dann am andern Tage das Maulthier, und durchstreifte drei Tage lang die Stadt und die Märkte Bagdad's, ohne den gesuchten zu finden. Am vierten Tage begab sie sich aus der Stadt hinaus, und zwar durch dasselbe Thor, wodurch Nureddyn gegangen war. Da es Mittag und sehr heiß war, und sie sich auch müde und durstig fühlte, so begab sie sich nach der Moschee, in der sich jener Greis befand, der Nureddyn darin Aufenthalt gegeben hatte. Sie stieg an der Thüre dieses Gotteshauses ab, und sprach zu dem Alten, der eben an der Thüre stand: „Kannst du mir einen Trunk frischen Wassers geben?" — „In meiner Zelle kannst du es bekommen," erwiederte er, „komm mit mir." Sie folgte ihm, und er breitete ihr sogleich einen Teppich mit Kissen aus, worauf sie sich setzte, und von dem Greise frisches Wasser empfing, welches sie trank. Hierauf sagte sie zu ihrem Diener: „Gehe mit dem Maulthiere weg, und komme morgen wieder zu mir hieher." Dann legte sie sich, ruhte aus, und verfiel in einen wohlthätigen Schlaf. Als sie aufwachte, verlangte sie von dem

alten Manne Speise, worauf er ihr Brod und Oliven brachte. „Diese Speise,“ sagte sie zu ihm, „taugt nur für dich; ich muß gebratenes Fleisch, kräftige Brühen, gebackne fette Hühner, gefüllte Enten, mit allen Arten wohlschmeckender Sachen, mit Mandeln und Zucker, haben.“ Da antwortete ihr der Greis: „Meine Fürstinn, diese Art Speisen kenne ich gar nicht, von dergleichen habe ich noch nie im Koran gelesen, auch ist nie etwas ähnliches unserm Propheten, dem Gott günstig sein möge, herabgesandt 2) worden.“ Da lachte sie, und sprach: „Dessen ungeachtet verhält sich die Sache, wie ich dir sage; aber bringe mir ein Schreibzeug und Papier.“ Dieses brachte er ihr, und schrieb nun ein Zettelchen, welches sie ihm nebst ihrem Siegelringe übergab, und sprach: „Nimm dieses, gehe in die Stadt, und frage nach dem und dem Wechsler, und übergieb ihm diesen Zettel.“ Diesen Befehl führte der Mann nach ihrer Vorschrift aus. Er fragte nach dem Wechsler; man zeigte ihm selbigen an, und er überreichte ihm das Papier mit dem Ringe. Als dieser es sah, und den Siegelring erkannte, küßte er es, öffnete es, las es, und begab sich sogleich auf den Markt, um alles das einkaufen zu lassen, was sie ihm vorgeschrieben hatte. Alles dieses that er dann in den Korb eines Lastträgers, und befahl ihm, dem Greise zu folgen. Dieser brachte ihn sofort zur Sittulmulach, ließ den Lastträger ablegen, und überreichte ihr das Eingekaufte. Nachdem sie alles ausgepackt und gehörig geordnet hatte, nöthigte sie den Greis, sich neben sie zu setzen, und mit ihr von diesen kostbaren Speisen zu essen. Als sie gesättigt waren, stand der Alte auf, und trug die Speisen ab: sie aber brachte die Nacht bei ihm, so wie die vorige, zu. Am andern Morgen sprach sie zu ihm: „Ich kann deiner Güte, wegen meines heutigen Mittagessens, nicht entbehren. Habe also die Gefälligkeit,

zu dem Wechsler zu gehen, und ihn etwas ähnliches, wie gestern, einkaufen zu lassen. Dieser begab sich auch sogleich zu dem Wechsler, sagte ihm, was ihm aufgetragen war, und dieser besorgte alles Verlangte, welches er einem Lastträger übergab, den der Greis bis zu ihr geleitete. Sie ließ, wie den Tag vorher, den Greis neben ihr sitzen, und mit ihr essen. Nach Abtragung der Speise nahm sie Früchte und wohlriechendes Zuckerwerk, legte es vor sich hin, und bildete sinnreiche Figuren, wie Siegelringe, Ketten, Buchstaben und Schriftzüge. Darüber erstaunte der Greis sehr, denn er hatte in seinem Leben noch nie solch sinnreiches Spielwerk gesehen, und fand daran ein ganz besonderes Wohlgefallen. Endlich bat sie ihn um etwas zu trinken. Da stand er auf, und brachte ihr einen hölzernen Becher mit Wasser. „Wem bringst du das?“ fragte sie ihn. — „Dir,“ antwortete er, „hast du mir nicht gesagt, daß du trinken willst?“ — „Das mag ich nicht,“ antwortete sie, „ich will Wein, zur Aufheiterung des Geistes; denn ich bedarf es.“ — „Behüte Gott,“ rief er erschrocken aus, „daß jemand in meinem Hause Wein trinken sollte! Ich bin ein alter Mann, ein Gebetausrufer, ein Priester, welcher den Gläubigen Gebete vorbetet, und ein Diener des Hauses des Herrn der Kreaturen.“ — „Warum willst du mich denn abhalten, in deinem Hause Wein zu trinken?“ unterbrach sie ihn. — „Weil er verboten ist,“ war seine Antwort. — „Mein würdiger Alter,“ sprach sie hierauf, „Gott hat verboten den Genuß des Blutes der gestorbenen Thiere, und den des Schweinefleisches. Ist denn aber das Pflegen der Weinstöcke, der Genuß der Trauben, und das Halten des Honigs erlaubt oder verboten?“ — „Das ist erlaubt,“ erwiederte er. — „Was ist denn das anders,“ entgegnete sie, „als das ausgepreßte Wasser der Trauben und des Honigs?“ — „Laß ab von diesen Reden,“ erwiederte er, „aber ich

versichere dich, in meinem Hause wirst du keinen Wein trinken." — „Lieber Alter," sagte sie hierauf, „die Leute essen ja, trinken und ergötzen sich; wir gehören ja mit zu den Leuten, und Gott ist langmüthig und barmherzig." 3) — „Das kann ich nimmermehr gestatten," antwortete er. — „Sind dir denn nicht die Verse bekannt," erwiederte sie, „die ein gewisser Dichter gesagt hat:

„Höre auf, andre anzuhören, mir schenke jetzt dein Ohr, obgleich nichts strenger aus dem Hause der Mönche entfernt ist, als die Liebe."

„Wie gern erinnere ich mich an jenen Jüngling, der uns, obgleich für Liebe unempfänglich, die Becher füllte."

„In jener Nacht, wo er selbst dritter, wir, ein Mohamedaner, ein Jude und ein Christ, so fröhlich vereint waren!"

„Noch unterhielt er uns, als schon der Morgen uns noch beim Trinken antraf, uns alle, eines Sinnes die wohlduftende Morgenluft einathmend."

„In einem von den Gärten des Paradieses glaubten wir uns zu befinden, dessen Bäche unter den Myrthen und Mirobolanbäumen dahinströmten."

„Dessen Vögel auf den Aesten Freudengesänge anstimmten und uns zusangen: Das heißt wahrhaftig leben, wenn man es wie ihr genießt! Nur leider! daß es so vergänglich ist!"

„Wenn also," fügte sie hinzu, „Muhamedaner, Christen und Juden Wein trinken, wer sind wir denn da, daß wir keinen genießen?" — „Ich beschwöre dich bei Gott," fiel er ihr ins Wort, „brich ab, denn ich werde dich nicht mehr anhören." Als sie also sah, daß er ihr nicht willfahren wollte, so sagte sie zu ihm: „Wisse, o Greis, daß ich eine Frau des Fürsten der Gläubigen bin. Ich empfinde nun Uebelkeiten von dem zu vielen Essen, und wenn ich also nicht Wein trinke, so kann es mein Tod sein, und du

kannst die Folgen davon nicht wissen. Ich warne dich daher vor dem Zorne des Chalyfen. Mehr werde ich dir nicht sagen, ich habe mich dir genug entdeckt." Nunmehr stand er verlegen auf, und wußte nicht, was er beginnen sollte.

Neunhundert und vier und sechzigste Nacht.

Durch diese Drohung beunruhigt, ging der Greis aus seinem Hause, und begegnete auf der Straße einem Juden, der sein Nachbar war. „Was fehlt dir?" fragte ihn dieser, „du siehst heute so betrübt aus; auch geht es in deinem Hause viel lebhafter als gewöhnlich zu, denn ich höre laut reden, was ich sonst nie bei dir bemerke." — „Das Mädchen, welches bei mir ist," antwortete der Greis, „sagt, sie sei eine Frau des Chalyfen. Sie hat so eben gegessen, und nun verlangt sie Wein in meinem Hause, das habe ich ihr nun zwar verweigert, aber sie besteht darauf, und sagt, daß sie krank wäre, und daß es ihr Tod sein könnte, wenn sie keinen bekäme, weshalb sie mich vor dem Zorne des Chalyfen warnte. Dieses macht mich natürlich bestürzt." — „Lieber Nachbar," erwiederte der Jude, „die Frauen des Chalyfen sind gewohnt, Wein zu trinken, und es ist ganz natürlich, daß, wenn sie zu viel gegessen haben, und keinen Wein darauf trinken, sie gefährlich krank werden können. Ich fürchte daher selbst, daß ihr etwas zustoßen möge, und dann bist du freilich vor dem Zorne des Chalyfen nicht sicher." — „Was ist denn hier zu thun?" sagte jener. — „Ich habe alten Wein bei mir; der wird ihr sehr dienlich sein." — „Bei den Frauen des Chalyfen beschwöre ich dich," sagte hierauf der Greis, „daß du mir etwas davon ablässest." — „In Gottes Namen," antwortete der Jude, ging in sein Haus, und brachte eine Karawine Wein, die der Alte nahm, zu der Sittulmulach ging, und sie vor sie hinsetzte. Sie kostete ihn, und fand ihn vortrefflich. „Woher hast du diesen Wein?" fragte sie den

Alten hierauf. — „Von einem Juden, meinem Nachbar, dem habe ich meinen ganzen Kummer wegen dir erzählt; da hat er mir denn dies hier gegeben." Sie füllte nunmehr einen Becher und trank ihn, dann einen zweiten, und noch einen dritten, und leerte sie jedesmal. Nun goß sie einen vierten ein, und überreichte ihn dem Greise. Dieser nahm ihn aber nicht an. Da beschwor sie ihn bei ihrem Leben, und bei dem Haupte des Fürsten der Gläubigen, daß er diesen Becher von ihrer Hand annehmen möge. Er nahm ihn also von ihr an, küßte ihn, und wollte ihn wieder wegsetzen. Da beschwor sie ihn nochmals, daß er wenigstens riechen möge. Das that er denn auch. „Nun, wie findest du ihn?" fragte sie ihn darauf. — „Sehr angenehm," war seine Antwort. Dann beschwor sie ihn bei dem Leben des Chalyfen, daß er ihn wenigstens kosten möchte. Dazu ließ er sich auch bereden, und brachte den Becher an seinen Mund; sie aber stand auf, und bog ihm den Becher so, daß der Wein in seinen Mund laufen mußte, wobei er sagte: „O Sittulmulach, das ist, ich muß es gestehen, etwas sehr gutes." — „Das denk' ich auch," erwiederte sie, „übrigens hat uns Gott ja den Wein im Paradiese versprochen; denn er sagt: Ströme von Wein sollt ihr dort haben, zur Wonne der Trinkenden. Siehe," fügte sie dann hinzu, „wie gut haben wir es, wir können ihn in dieser Welt und in jener trinken." Sie schenkte sich hierauf wieder einen Becher ein, trank ihn, füllte noch einen, und ließ ihn den Greis austrinken. „O Sittulmulach," sagte dieser nun zu ihr, „du bist sehr zu entschuldigen, daß du dieses Getränk liebst." Er nahm nunmehr gutwillig einen, und dann noch einen Becher an, so daß er trunken wurde, und viel zu schwatzen anfing. Das hörten die Vorübergehenden, und versammelten sich unter seinem Fenster. Als der Greis sie bemerkte, sah er hinaus, und schrie ihnen zu: „Schämt

ihr euch nicht, ihr Leute? Jeder von euch macht in seinem Hause, was er will, und niemand legt ihm etwas in den Weg; wir aber haben kaum heute, diesen einzigen Tag etwas getrunken, und sogleich versammlet ihr euch hier?" Da lachten sie über ihn, und gingen auseinander. Sittulmulach trank hierauf noch etwas, und sie selbst wurde trunken. Da erinnerte sie sich an Nureddyn, und weinte. „Warum weinst du?" fragte sie der Greis. — „Ach," erwiederte sie, „ich liebe, und ich bin getrennt." „Was ist das, Liebe?" fragte er sie. — „Hast du in deinem Leben nicht geliebt?" entgegnete sie ihm. — „Bei Gott, in meinem Leben habe ich nie dieses Wort aussprechen hören, und ich weiß nicht, ob das eine Eigenschaft der Menschen oder der Geister ist." Da lachte sie über seine Einfalt, und sprach: „Wenn dem also ist, so bist du, wie der Dichter spricht:

„Wie oft werdet ihr gewarnt, aber jede Aufforderung ist vergebens, während daß doch die Thiere, wenn ihnen der Hirte zuruft, dem Zuruf Gehör geben!"

„Seid ihr nicht auch Menschen, für welche die Liebe ein Gegenstand der Wünsche sein sollte? aber weder Liebe noch Wein erregt eure Begierde."

„Menschen gleichet ihr zwar eurer Gestalt nach, aber eure Bestimmung erfüllet ihr nicht."

Als sie diese Verse geendet hatte, lachte er, und hatte Wohlgefallen an ihrer Rede, und da sie ihn hierauf um eine Laute [4]) bat, so stand er auf, und brachte ihr ein Stück Holz. „Was ist das?" sagte sie, „habe ich dir nicht gesagt, du solltest mir eine Laute bringen?" — „Wie? ist denn die Laute etwas anders, als was ich dir hier gebracht habe?" — Da lachte sie über ihn, und sprach: „die Laute ist ein musikalisches Instrument, wozu ich singen will." — „Wo werde ich das finden?" antwortete er hierauf. —

„Bei dem," erwiederte sie, „der dir den Wein gegeben hat." Er machte sich also auf, ging zu seinem Nachbar, dem Juden, und bat ihn um ein Ding, was man Laute nennte. Dieser war sogleich bereit, und übergab ihm eine, welche der Greis sofort dem Mädchen brachte. Der Jude aber setzte sich mit einem Kruge Wein an ein Fenster, welches der Wohnung des Greises gegenüber war, um den Gesang zu hören. Als das Mädchen die Laute erblickte, freute sie sich außerordentlich, nahm sie aus den Händen des Greises, stimmte sie, und sang:

„Kaum habe ich, seitdem ihr mir fehlet, noch einen erkennbaren Körper, blos die Hoffnung erhält ihn aufrecht."

„Ach, sobald ihr mir entschwunden waret, war die Welt mir entfremdet, nun ist mir nichts zum Ersatz für euch, und ich fühle mich zu schwach, dies zu ertragen."

„Berauscht aber werde ich vor Vergnügen, wenn Lüfte aus euren Gegenden wehen, als hätte ich den stärksten Wein getrunken."

„Nach allen Gegenden habe ich mich bereits hingewendet, um euch zu suchen, allein so oft ich ein Haus betrete, höre ich leider, daß ihr es schon verlassen habt."

„Ach meine Freunde! die Liebe ist schwer zu ertragen, denn ist nicht der Kummer ihr Begleiter, so ist es der Tadel der Neider."

Als sie geendet hatte, überließ sie sich ihrer Betrübniß. Hierauf bemächtigte sich ihrer der Schlaf, und sie ruhte bis an den Morgen, wo sie den Greis wieder beauftragte, zum Wechsler zu gehen, und das Nöthige für den Tag zu besorgen. Als er zurückgekommen war, verlangte sie Wein, den er ihr auch sogleich von dem Juden brachte. Sie setzten sich zum Trinken hin, und als sie etwas fröhlich geworden war, nahm sie die Laute, und sang:

„Wie lange soll ich noch das Herz meines Geliebten suchen, während das meinige in Kummer versunken ist. Ob ich gleich mich nicht laut beklage, so sprechen doch meine Thränen deutlich genug.“

„Sie hindern mich, seine Gestalt im Traume zu sehen. Wie gut wäre es doch, wenn er mich besuchte, wäre es auch nur ein Traumbild.“

Als sie geendet hatte, überließ sie sich von neuem ihrer Betrübniß; aber Nureddyn hatte ihre Stimme jetzt gehört. Nur zweifelte er noch, ob es wirklich seine Geliebte wäre. Sie aber nahm nochmals die Laute, und sang:

„Vergiß ihn, riethen sie mir, du hast nichts mehr zu hoffen. Möge sich Gott nie meiner erinnern, wenn ich ihn je vergessen sollte, antwortete ich ihnen.“

„Wie könnte ich auch in der Welt seine Liebe vergessen? Wehe dem Knechte, der die Liebe seines Herrn nicht im Andenken behält!“

„Um alle meine Sünde bitte ich Gott um Vergebung, nur nicht deshalb, daß ich ihn liebe; denn dieses halte ich für eines meiner guten Werke, an jenem Tage, wo ich zu Gott kommen werde.“

Als sie geendet hatte, trank sie drei Becher, und gab dem Greise ebenfalls dreimal zu trinken, welches er auch jedesmal thun mußte. Sie sang hierauf wieder einige Verse, worauf sie über ihr Geschick zu weinen anfing. Der gute Greis weinte, ohne die Ursache zu wissen, aus Theilnahme mit ihr. Nachdem sie beide wieder einige Becher geleert hatten, sang sie folgendes Gedicht:

„Mögen sie auch deine Person meinen Blicken vorenthalten, dein Andenken können sie doch nicht aus meinem Gedächtniß verbannen.“

„Magst du nun in meiner Nähe sein, so lasse ich mein
Leben für dich; für dich lasse ich es aber auch, wenn du
fern von mir bist.“

„Mein Aeußeres giebt Kunde von meinem Innern, und
mein Inneres bestätiget das, was mein Aeußeres anzeigt.“

Als sie geendet hatte, warf sie die Laute weinend und schluchzend von sich, und ruhte eine Zeit lang aus. Endlich verlangte sie zu essen. Aber der Greis antwortete, daß er nichts, als das von der letzten Mahlzeit übrig gebliebene im Hause hätte. Darauf erwiederte sie, sie äße nie etwas, was übrig geblieben wäre. „Gehe aber,“ fügte sie hinzu, „auf den Markt, und besorge etwas.“ — „Ach,“ sagte er zu ihr, „Gütigste, entschuldige mich, ich kann vor Taumel kaum stehen; aber ich habe einen Moscheendiener, einen ganz rechtlichen und verständigen jungen Mann, den will ich rufen, damit er dir alles, was du verlangst, kaufen möge.“ Da sprach sie zu ihm: „Woher ist dieser junge Mann?“ — „Er ist aus Damaskus,“ erwiederte er. Als sie von Damaskus reden hörte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und sank in Ohnmacht.

Neunhundert und fünf und sechszigste Nacht.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sagte sie: „Ach, ihr lieben Leute aus Damaskus! Rufe ihn, damit er unsre Geschäfte besorge.“ Da winkte der Greis mit dem Kopfe durch das Fenster, das aus seinem Zimmer in die Moschee ging, dem Nureddyn Aly zu, der auch sogleich hereintrat und bei dem ersten Anblick sogleich die Sittulmulach, so wie sie ebenfalls auch ihn, erkannte. Vor Schrecken kehrte er schnell um, und wollte fliehen; allein sie eilte ihm nach, hielt ihn fest, und ein Freudenthränenstrom entquoll ihren Augen. Sie umarmten sich; aber ihre Freude war so groß, daß sie in Ohnmacht fielen. Als der Greis sie in diesem Zustande

erblickte, ergriff ihn eine große Furcht, er floh daher hinaus, und eilte zu seinem Nachbar, dem Juden. „Was fehlt dir? du bist ja ganz außer dir!" sagte dieser zu ihm. — „Wie sollte ich nicht außer mir sein," antwortete der Greis, „da das Mädchen den Mann, den ich in der Moschee aufgenommen habe, erkannt hat. Sie liebt ihn, sie haben sich umarmt, und nun liegen sie ohnmächtig da. Gott! wenn das der Chalyf erfährt, so wird er sehr zornig auf mich sein. Was soll ich thun, und wie soll ich mich aus dem Unglück retten, in welches mich dieses junge Mädchen gestürzt hat." — „Nimm alsbald," sagte der Jude, „dieses Fläschchen Rosenwasser, und begieße sie damit, so werden sie wieder zu sich kommen." Der Greis nahm das Fläschchen in Empfang, eilte zu den beiden Liebenden, und begoß ihnen das Gesicht damit, welches auch sogleich die gewünschte Wirkung that.

Nun erzählte einer dem andern, was sie während ihrer Trennung ausgestanden hatten. Besonders erregten die Verfolgungen, denen Nureddyn von Seiten Muradi's ausgesetzt gewesen war, ihr ganzes Mitleiden. „Jedoch," sprach sie endlich, „hören wir jetzt auf, von diesen traurigen Begebenheiten zu reden, sondern preisen wir lieber Gott wegen unsrer Wiedervereinigung, und dem Ende unsrer Leiden." Zu gleicher Zeit überreichte sie ihm den Becher. Er aber sprach: „Nein, so lange ich noch in diesem Zustande des Elends bin, trinke ich nimmermehr." Da setzte sie ihm den Becher an den Mund, und flößte ihm den Wein ein, nahm sodann die Laute, und sang folgende Verse:

„O du, der du von mir abwesend warest, der aber in meinem Herzen stets seinen Platz behielt, meinen Augen warst du zwar fern, aber meine Gedanken waren bei dir."

„Ich führte während dieser Zeit ein Leben, von dem ich nicht glaubte, daß es besser werden würde."

„Einsam und verlassen weinte ich, verzweifelnd wegen dir, als wenn alles um mich her fremd geworden wäre.“

„Ach, wie unglücklich war ich in dieser Lage; und doch warst stets du es, nach welchem mein Auge schaute. Du warst mir nicht fern.“

Nach Beendigung dieser Verse weinten sie beide, und Sittulmulach ergriff von neuem die Laute, um folgendes zu singen:

„Gott weiß es, daß ich nie an euch denken konnte, ohne daß mein Auge sich mit häufigen Thränen füllte.“

„Meine Liebe zu dir tobte, meine Sehnsucht drohte, mich jeden Augenblick zu tödten; nur wenn ich dich nahe bei mir dachte, beruhigte sich mein Herz.“

„O du Licht meiner Augen, du mein einziger Wunsch, meine Hoffnung, ich kann mich nicht satt sehen an deinem Angesicht!“

Als sie geendet hatte, umarmten sie sich; sie trocknete ihm seine Thränen ab, und in diesem Zustande der wechselseitigen Unterhaltung und des Gesangs brachten sie ihre Zeit bis zum andern Morgen zu, an welchem der Diener mit dem Maulesel zurückkam, und ihr sagte, daß der Fürst der Gläubigen sie zu sehen verlangte. Sie machte sich auch sogleich auf, nahm Nureddyn bei der Hand, und überlieferte ihn dem Greise, indem sie sagte: „Hier ist ein theures Unterpfand, das ich dir zurücklasse, und welches du nur dann von dir lassen darfst, wenn dieser Diener es von dir abholt. Uebrigens hast du bei mir eine große Dankbarkeit zu erwarten.“ Sie bestieg drauf das Maulthier, und begab sich in das Schloß des Fürsten der Gläubigen. Als sie sich vor diesem sogleich auf die Erde warf, sagte er zu ihr spöttisch: „Du scheinst mir ganz deinen Herrn wieder gefunden zu haben.“ — „Bei deinem Glück, und bei der Dauer deines Lebens,“ erwiederte sie, „ich habe ihn gefunden.“ Der Chalyf, der bis

jetzt, nachlässig auf ein Polster gelehnt, da gesessen hatte, sprang bei dieser Nachricht schnell auf, und fragte: „Ist das wahr?" — „Bei deinem Leben," antwortete sie, „ich habe ihn gefunden." — „Nun wohl, so laß ihn gleich vor mich kommen, damit ich ihn sehe." — „Ach, mein Herr," erwiederte sie, „es ist ihm viel Trübsal zugestoßen, und er hat sich sehr geändert. Aber der Chalyf hat die Gnade gehabt, mir einen Monat zu erlauben; und wenn mir nun deine Hoheit es bewilligen wollte, so würde ich die übrige Zeit dazu anwenden, ihn zu pflegen, und dann würde ich ihn dir zu deinen Befehlen vorführen." — „Du hast ganz recht," erwiederte der Chalyf, „ein Monat war die verabredete Frist. Doch erzähle mir, was ihm alles begegnet ist." — „O Herr," sprach sie, „Gott möge dein Leben verlängern, das Paradies einst zu deinem Aufenthaltsorte, und das Feuer zum Verbannungsort deiner Feinde machen. Wenn er bei dir sein wird, so wird er dir dies erzählen, und die erlittenen Ungerechtigkeiten vortragen." — Der Chalyf befahl hierauf, daß ihr ein niedliches Haus eingerichtet, und zugleich ihr alles das übergeben würde, was sie irgend verlangte. Dieß alles wurde noch an demselben Tage in Ordnung gebracht, und als es dunkel wurde, schickte sie den Diener mit einem schönen Gewande zu Nureddyn. Dieser zog es sogleich an, nahm von dem Greise Abschied, bestieg das Maulthier, und kam in das für ihn bestimmte Haus, wo er einen Monat lang die Pflege der Sittulmulach genoß, die ihn durch vier vorzügliche Mittel bald wieder herstellte; nämlich durch das Essen kräftiger Speisen, Trinken guten Weines, Schlafen auf weichen Betten, und durch Baden. Nachdem er seine völlige Schönheit wieder erreicht hatte, befahl der Chalyf, ihn vorzuführen. Mit dem köstlichsten Gewande angethan, nahte er sich ehrerbietigst und mit wohl-

geordneter Rede diesem Fürsten. Seine Gestalt und die Richtigkeit seines Ausdrucks gefielen diesem, und nöthigten ihm die Aeußerung ab, daß Sittulmulach wohl zu entschuldigen sei, und daß er sehr unrecht gehandelt haben würde, sie zu tödten. Hierauf ließ er den jungen Mann näher treten, unterhielt sich mit ihm, und fand ihn sehr unterrichtet, verständig, und so angenehm, daß er ihn sehr liebgewann. Dann befragte er ihn nach seinem Lande, seinem Vater, und nach der Ursache seiner Reise. Dieses alles beantwortete dieser kurz und deutlich. „Aber, wo warst du denn zuletzt, während deiner langen Abwesenheit?" fragte der Chalyf weiter. „Ich habe wegen dir nach Damaskus, Mossul und andern Orten geschickt, ohne dich zu finden." — „O, mein Herr," antwortete Nureddyn, „es ist mir, deinem Sklaven, etwas begegnet, was noch nie jemandem begegnet ist." Hierauf erzählte er ihm seine Geschichte von Anfang bis zu Ende.

Als der Chalyf dieses hörte, wurde er bestürzt, brach in einen heftigen Zorn aus, und sprach: „Wie? in einem Lande, wo ich herrsche, kann so etwas geschehen?" und befahl sogleich, daß Ga'afar erscheinen möchte. So wie dieser kam, benachrichtigte ihn der Chalyf von der ganzen Sache, und sprach: „Wie ist es möglich, daß in dem Lande, wo ich herrsche, mir so etwas verborgen bleiben kann?" Ga'afar befahl sogleich, alle diejenigen vorzuführen, welche Nureddyn Aly genannt hatte. Dieses geschah, und sie wurden alle hingerichtet.

Nun wurde auch Achmed vorgefordert, der zweimal Ursache der Rettung Nureddyns gewesen war. Diesem dankte der Chalyf, nahm ihn sehr gut auf, beschenkte ihn mit einem kostbaren Ehrenpelze, und bekleidete ihn mit einer Statthalterschaft. Ferner befahl er auch, den Greis, den Gebetausrufer nämlich, vor ihn kommen zu lassen. Als der Abgesandte zu

diesem kam, und ihn von dem Willen des Chalyfen benachrichtigte, gerieth er in große Furcht, indem er besorgte, in Hinsicht des Mädchens etwas versehen zu haben. An seinem schwankenden Schritte erkannte man, wie sehr er bekümmert war, so daß er die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Als er vor den Chalyfen kam, zitterte er, und konnte nur abgebrochene Worte vorbringen. Da lachte der Chalyf und sprach: „Alter, hast du irgend etwas begangen, weshalb du Strafe fürchtest?" — Da erwiederte dieser in der größten Angst: „O mein Herr, bei der Wahrheit deiner erhabenen Voreltern, ich habe nichts begangen; erkundige dich nach meinem Wandel. Da lachte Harun über ihn, befahl, ihm tausend Goldstücke auszuzahlen, und einen kostbaren Ehrenpelz zu übergeben, und ernannte ihn zugleich zum obersten Gebetausrufer in seiner Moschee. Dann ließ er Sittulmulach vor sich kommen, und sprach zu ihr: „Das Haus mit allem, was darin ist, ist ein Zeichen meiner Gunst für deinen Herrn. Nimm ihn als Gatten, und genieße des göttlichen Schutzes. Ich wünsche indeß, daß ihr euch nicht von mir trennen möchtet." Als sie nun in ihr Haus gelangte, gewahrte sie, daß der Fürst der Gläubigen ihnen viele kostbare Geschenke gesandt hatte. Nureddyn Aly aber schickte sofort nach Damaskus, um seine Eltern abzuholen. Diese begaben sich auch sogleich zu ihm, nachdem sie einen Sachwalter in Damaskus zurückgelassen hatten, der die Einkünfte ihrer vielen Besitzungen für sie in Empfang nehmen, und sie ihnen alle Jahre übersenden sollte. Mit vielen Reichthümern und Waaren langten sie nun bei ihrem Sohne an, und sahen zu ihrer großen Freude, daß der Chalyf ihn so auszeichnete, und ihn sogar zu seinem Gesellschafter ernannt hatte. Noch größer war ihre Freude, als sie erfuhren, daß der Chalyf ihnen selbst fortwährende Jahrgehalte ausgesetzt habe, so daß ihre Familie eine der reichsten jener Zeit in Bagdad war.

Sittulmulach beglückte Nureddyn bald mit Kindern, und er hörte nicht auf, stets die Gunst des Chalyfen zu genießen. Endlich wurde Nureddyns Vater gefährlich krank, und späterhin auch seine Mutter, und beide gingen endlich zur Barmherzigkeit Gottes über. Mit der Zeit wuchsen seine Kinder immer mehr heran. Er ließ sie auf das sorgfältigste erziehen und unterrichten, und auch diese genossen der Gunst des Chalyfen. In diesem ununterbrochenen Glücke lebten sie, bis der Zerstörer aller Ergötzlichkeiten und der Trenner aller Gesellschaften sich auch ihnen nahte. Gepriesen sei der Ewige, der Unvergängliche!

Neunhundert und sechs und sechzigste Nacht.

Geschichte

Ins ben Kies und seiner Tochter.

In Bagdad lebte vor alten Zeiten ein sehr mächtiger König, mit Namen Ins, ein Sohn des Kies, Sohn des Rabia' Asschaibany. Dieser heirathete eine Frau mit Namen Affyfa, Tochter des Assad Assandasy. Sie war von vorzüglicher Schönheit, hatte glänzend schwarze Augen, und war übrigens so wissenschaftlich gebildet, daß sie mehrere Sprachen verstand, und in viele andre Wissenschaften tief eingeweiht war. Zwölf Jahre lebte sie schon mit dem Könige Ins, ohne Kinder mit ihm zu haben. Das schmerzte den König außerordentlich, und er bat Tag und Nacht den erhabenen Gott, daß er ihn doch möchte Vater werden lassen. Endlich wurde sein Gebet erhört, und seine Frau gebahr ihm ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit. Auch sie wurde gleich ihrer Mutter aufs sorgfältigste gebildet, so daß sie alle ihre Zeitgenossen an Kennt-

niß und Wissenschaft übertraf. Der Ruhm ihrer ausgezeichneten Schönheit und ihrer Kenntnisse verbreitete sich bald in die entferntesten Länder, und aus allen Gegenden hielten die Söhne der Könige es für das größte Glück, sie zu sehen und um ihre Hand anzuhalten. Der erste, der in dieser Angelegenheit zu ihr kam, war der König Nahban von Mussul. Er war von einem großen Gefolge umgeben; hundert Lastthiere trugen die kostbarsten Geschenke, an Wohlgerüchen und kostbaren Hölzern, und andere waren mit Edelsteinen und dergleichen Kostbarkeiten mehr beladen, nebst vielen Sklaven und Sklavinnen. Dieses alles überreichte er nun ihrem Vater, und hielt um seine Tochter an. Ihr Vater aber hatte bei sich selbst einen Eid geschworen, daß er sie nur demjenigen zur Frau geben wolle, den sie selbst wählen würde. Als daher der König Nähban sich gemeldet hatte, trat ihr Vater zu ihr herein und fragte sie um ihre Meinung. Sie schlug ihn aber aus, und ihr Vater überbrachte dem Könige ihre eigenen Worte, worauf dieser sich wieder entfernte. Nach diesem kam der König Bachram, der Beherrscher der weißen Inseln. Obgleich er mehr Schätze als sein Vorgänger mitbrachte, mußte er dennoch unverrichteter Sache zurückkehren. So traf es sich nun, daß mehrere Könige hinter einander, welche jedesmal durch kostbare Geschenke mit einander wetteiferten, dasselbe Schicksal hatten. Endlich hörte der König Abbaas, Sohn des Königs al Asys, Besitzer von Jemen, Sabydun und Mekka, welche Gott an Erhabenheit und Auszeichnung stets zunehmen lassen möge, von ihrer Schönheit. Dieser letztere war sehr schön von Gestalt. Einst begab er sich zu einer Audienz seines Vaters. Als die Leute ihn ankommen sahen, machten sie ihm ehrfurchtsvoll Platz, und sein Vater ließ ihn neben sich auf seinen kostbaren, goldnen, mit Edelsteinen verzierten Thron setzen. Da er indeß eine lange

Weile mit zur Erde gerichteten Augen, ohne ein Wort zu sprechen, da gesessen hatte, vermuthete der König, er möge irgend einen Kummer haben, und befahl deshalb seinen anwesenden Gesellschaftern, daß sie einige Geschichten erzählen möchten. Jeder beeiferte sich, die unterhaltendste, die ihm bekannt war, vorzutragen. Allein al Abbaas wurde nicht heiterer, und der König befahl daher der Versammlung, sich hinweg zu begeben. Sobald sie allein waren, sagte der König zu seinem Sohne: „Bei Gott, du hast mich durch deinen Besuch sehr erfreut; allein auch Sorgen hast du mir verursacht, weil du so niedergeschlagen bist, und mit niemanden ein Wort gesprochen hast. Was ist wohl die Ursache deiner Niedergeschlagenheit?" — „O, mein Vater," sprach jener, „ich habe gehört, daß in Irak ein Mädchen von besonderer Schönheit lebt. Ihr Vater ist der König Ins ben Kies von Bagdad. Schon sehr viele Könige haben sich um seine Tochter beworben, ohne daß sie sich geneigt gezeigt hätte, in ihre Wünsche einzuwilligen. Nun wünschte ich sehr, zu ihr zu reisen, denn mein Herz ist ebenfalls von ihr eingenommen." Da sprach sein Vater zu ihm: „Du weißt, daß ich kein anderes Kind, als dich, habe. Du bist der Trost meiner Augen, und die Frucht meines Herzens, und ich kann nicht eine Stunde ohne dich leben. Ich wünschte, dich auf den Thron meiner Väter zu setzen, und will dir eine Königstochter zur Frau geben, die noch schöner ist, als jene." Der Sohn hörte ehrfurchtsvoll diesen Entschluß seines Vaters an, und wagte nicht, ihm zu widersprechen, obgleich das Feuer der Liebe in seinem Innern brannte. Der König aber, um seinem Sohne alle mögliche Zerstreuung zu machen, ließ ihm unter andern auch ein schönes Bad bauen, welches er mit allerhand schönen Gemälden und Bildnissen verzieren ließ. Er hoffte, ihn durch dieses und mehrere andere Zerstreuungen von dem Vorsatze, zu

reisen, abzubringen. Die Baumeister und Künstler wandten ihre größte Geschicklichkeit an, so wie auch die Maler in ihrer Kunst nicht zurückblieben. Als diese eines Tages so beschäftigt waren, und der Maler eben ein Gemach mit Oelfarbe ausmalte, trat ein armer Mann zu ihm, und betrachtete seine Arbeit. Da fragte ihn der Maler, ob er Kenner und Künstler zugleich wäre? und da jener diese Frage mit Ja beantwortete, so überreichte ihm der Maler seine Pinsel und Farben, und bat ihn, etwas ganz vorzügliches zu malen. Der arme Fremdling trat nun in ein Gemach, welches er tapetenartig bemalte, und mit gemalten Tressen verzierte. Auf das eine Feld aber malte er eine Gestalt von so vorzüglicher Schönheit, daß man in der Wirklichkeit nichts ausgezeichneteres sehen konnte. Es war nämlich Maria, die Tochter des Königs von Bagdad. Als der Arme in diesem Zimmer alles vollendet hatte, setzte er seinen Weg weiter fort, ohne irgend jemanden von dem, was er gethan hatte, zu benachrichtigen. Nach einiger Zeit begab sich der oberste Baumeister zum Könige, und bat um die Erlaubniß, vorgelassen zu werden. Als er sie erhalten hatte, trat er ein, küßte die Erde vor dem Könige, und nach einem sehr zierlichen Gruße, wie er großen Fürsten gebührt, zeigte er ihm an, daß der Bau vollendet wäre, und daß durch das dem Könige eigene Glück und durch die hohe Sorgfalt, die dieser dem Werke gewidmet habe, es ganz seinen Wünschen entsprechen werde. „Wir haben vollbracht, was uns oblag,“ fügte er hinzu, „möge der König nun verfügen, was ihm beliebt.“ Hierauf befahl dieser, daß jenem ein kostbares Ehrenkleid überreicht, und eine bedeutende Summe ausgezahlt werden sollte. Auch gab er jedem, der bei dem Geschäft thätig gewesen war, noch ein besonderes Geschenk, je nachdem es seiner Beihülfe angemessen war. Alsdann ließ der König seinen Hofstaat versammeln, seinen Sohn al Abbaas

vor sich rufen, und sagte zu diesem: „Mein Sohn, ich habe dir ein Gebäude errichten, und ein Bad erbauen lassen, und ich hoffe, daß es dir gefallen wird. Gehe also hin, um es zu besehen, seine Schönheiten zu betrachten, und dessen ausgezeichnete Gemälde in Augenschein zu nehmen. Der König nebst seinem Sohne und seinem ganzen Hofstaate begab sich nun sogleich in dieses Gebäude, und betrachtete das Werk, das durch so vorzügliche Meisterhände entstanden war. Der junge Prinz selbst ließ in seiner Freude über dasselbe, nicht immer, wie es der Anstand erforderte, seinen Vater vorangehen, sondern er eilte oft vor ihm in die verschiedenen Gemächer. Endlich kam er auch in dasjenige, wo das Bild der schönen Maria, Tochter des Königs Ins ben Kies, abgemalt war, und so wie er dieses Gemälde erblickte, fiel er plötzlich in Ohnmacht.

Neunhundert und sieben und sechzigste Nacht.

Man eilte sogleich, den König, der noch in einem entfernten Zimmer war, von diesem Unfalle zu benachrichtigen. Dieser eilte schnell zu seinem Sohne, und fand ihn leblos ausgestreckt da liegen. Er setzte sich sofort ihm zu Häupten, bestrich sein Gesicht mit Rosenwasser, und nach einiger Zeit kam der Ohnmächtige wieder zu sich. „Mein lieber Sohn," sprach nun der König, „was war die Ursache von diesem Unglück?" — „Ach, mein Vater," erwiederte der Sohn, „dieses Bild, was ich dort gesehen habe, hat mich in einen Zustand versetzt, der meine Brust so beklommen hat, daß tausend Seufzer, die sich Luft machen wollten, mich beinahe erstickt hätten, und diese haben denn diesen Zufall verursacht." Da befahl der König sogleich, den obersten Baumeister vor ihn zu führen. Als dieser kam, sprach der König zu ihm: „Sage mir, wen stellt dieses Gemälde vor, und welches Königs Tochter ist es? Wenn du mir

darüber keine Auskunft gibst, so kostet es dir dein Leben." — „Bei Gott," erwiederte dieser ganz erschrocken, „ich habe es nicht gemalt, auch weiß ich nicht, wen dieses Bild vorstellen soll; aber es fand sich einst ein armer Mann bei mir ein, der mir sehr aufmerksam zusah. Diesen fragte ich scherzhaft, ob er verstände, in Oel zu malen? Da er nun dieses bejahte, so trug ich ihm auf, eine Probe seiner Kunst abzulegen, zeigte ihm dazu dieses Gemach an, übergab ihm die nöthigen Werkzeuge, und bat ihn, etwas ganz außerordentliches zu malen. Da verfertigte er denn dieses Gemälde, und als es vollendet war, ging er davon, ohne sich zu erkennen zu geben, und ich habe ihn seit der Zeit nicht wiedergesehen."

Auf diese Erklärung befahl der König allen Polizeiaufsehern, sich genau nach den Bewohnern ihres Bezirks zu erkundigen, und jeden Fremden vor ihn zu führen. Mit demselben Befehle schickte er auch Eilboten in die entferntesten Provinzen ab. So geschah es denn, daß eine Menge von Fremden ihm vorgeführt wurde, unter welchen sich auch jener arme Mann befand, der das Gemälde verfertigt hatte. Sobald sie alle versammelt waren, befahl der König einem Ausrufer, er möchte feierlich verkündigen, daß derjenige, der dieses Bild gemalt habe, sich zu erkennen geben sollte, um alles, was er nur wünschte, zu empfangen. Da trat denn dieser Arme hervor, küßte die Erde vor dem Könige, und sprach: „O du großer Herrscher deiner Zeit, ich bin derjenige, der es gemacht hat." — „Weißt du, wen es vorstellt?" fragte ihn der König. — „Es ist," antwortete jener, „das Gemälde der Maria, Tochter des Königs von Bagdad." Sogleich befahl der König, daß ihm ein kostbares Gewand und ein schönes Mädchen geschenkt würde. Sein Sohn al Abbaas aber, als er erfuhr, wen dieses Gemälde vorstellte, bat seinen Vater, daß er ihm erlauben

möchte, zu ihr hin zu reisen, um sie zu sehen; wo nicht, so würde sein Tod unausbleiblich sein. Darüber wurde der König, sein Vater, sehr betrübt, und sprach: „Ich habe dir ein so kostbares Gebäude errichten lassen, um dich abzuhalten, von mir zu reisen, und nun muß dieses Gebäude selbst Ursache werden, daß du mich verlässest. Allein dies war mir gewiß bestimmt; ich kann meinem Geschick nicht entgehen!" Als al Abbaas ihn so traurig sah, versicherte er ihn, daß er nicht Ursache hätte, etwas zu befürchten. Er kenne ja seine Tapferkeit, seine Geistesgegenwart, und die übrigen ausgezeichneten Eigenschaften, die er der sorgfältigen Erziehung seines Vaters verdanke. „Wie wäre es auch möglich," fuhr er fort, „daß derjenige, welcher der Sohn eines solchen Vaters ist, dessen lobenswerthe Eigenschaften von Osten bis nach Westen bewundert werden, nicht auch ihm ähnlich sein sollte. Fürchte also nichts; ich will bloß jene Länder beschauen, und dann, wenn es Gott gefällt, zu dir zurückkehren." — „Wen willst du," fragte der Vater, „zu deiner Begleitung mitnehmen, und welche Kostbarkeiten wünschest du, daß ich dir gebe?" — „Mein Vater," erwiederte er, „ich habe keine Begleitung. Ich verlange weder Kameele noch Waffen, denn ich ziehe nicht in den Krieg; bloß den A'mer, meinen treuen Knappen, will ich mitnehmen; sonst niemanden." Während sie noch im Gespräch waren, trat seine Mutter herein. Als sie von der Abreise ihres Sohnes hörte, hing sie sich an ihn, und beschwor ihn, sie doch nicht zu verlassen. „Theuerste Mutter," rief der Prinz aus, „hindere mich nicht, und suche nicht, mich von meinem Vorsatze abzubringen; denn es ist unwiderruflich: ich muß abreisen." — „Wenn es denn also sein muß, lieber Sohn," sagte sie zu ihm, „so schwöre mir, daß du nicht länger als ein Jahr von uns abwesend sein willst." Diesen Schwur leistete er ihr, und begab sich

sodann in den Schatz seines Vaters, wo er sich die kostbarsten Sachen und Edelsteine und überall alles das aussuchte, was den größten Werth hatte, und am leichtesten fortzubringen war. Hierauf befahl er seinem Knappen A'mer, zwei Pferde, sowohl für ihn als für sich, in Bereitschaft zu halten, und als die Nacht begann, stand Abbaas von seinem Lager auf, bestieg sein Roß, und trat in Begleitung A'mers die Reise nach Bagdad an. Als sie schon einige Tage auf die angenehmste Weise ihren Weg fortgesetzt hatten, und so eben in eine sehr schöne Gegend kamen, sah al Abbaas eine Gazelle, und schoß auf sie einen Pfeil ab, der sie todt hinstreckte. Sogleich befahl er seinem Knappen, sie abzuziehen und sie zu waschen. Dies that dieser, zündete ein Feuer an, und briet sie, welches für die beiden Reisenden eine köstliche Speise war. Nachdem sie sodann aus einer sehr schönen Quelle getrunken hatten, setzten sie ihre Reise aufs neue fort. Da A'mer aber nicht wußte, wohin sie sich begeben wollten, beschwor er seinen Herrn, ihm es doch zu sagen, welches dieser ihm mit folgenden Versen beantwortete:

„Wohin ich mich begebe? fragst du, wohin ich meine Blicke richte? Wisse, daß in meinem Innern das Feuer der Sehnsucht und des Schmerzes brennt."

„Mein Weg geht nach Bagdad, in der zartesten Angelegenheit. Wäre es mir nicht vergönnt, dahin zu reisen, so wäre ich jetzt schon nicht mehr unter den Lebenden."

„Ich liebe ein Mädchen, einen für mich noch unbekannnten Stern, und auf meinem schlanken Wüstendurchläufer*) eile ich zu ihr."

„Wer es in der Nähe vorbeifliegen sieht, fragt: war das ein Blitz? und wer es von fern sieht, meint, es sei eine dahineilende Wolke, (denn es berührt kaum die Erde.")

*) Pferd.

„Darum, o A'mer! beschleunige auch deinen Gang, meines Herzens wegen, damit ich den Becher der Liebe genieße; denn die Sehnsucht, sie zu sehen, quält mich eben so sehr, als der Wunsch, die Meinigen zu erfreuen, die wegen Mangel an Kunde um mich besorgt sind."

Als er geendigt, und A'mer dieses Lied genau angehört hatte, merkte er, daß sein Herr, in Liebe versunken, sich nach Bagdad sehne. Sie setzten ihre Reise glücklich fort, durchstrichen Wüsteneien und Ebenen bei Tag und bei Nacht, bis sie endlich auf dem Gebiet von Bagdad ankamen. Hier schlugen sie die Zelte auf, und brachten die Nacht daselbst zu. Am andern Tage setzten sie über den Tigris, und verweilten auf dem jenseitigen Ufer des Flusses drei Tage lang, welche sie zur Anordnung der mitgebrachten Kostbarkeiten verwendeten. Am vierten Tage wurden sie durch ein großes Geschrei einer Menge fliehender Leute überrascht, welche schrien: „Eilet, eilet! Fliehet!" Zugleich kamen Kammerherrn und Boten des Königs diesen Leuten entgegen, um sie zu fragen, was das Geschrei bedeute, und was sie so in Angst setzte. Sie antworten: „Bringt uns in Sicherheit vor den König." Als sie diesen nun ansichtig wurden, sagten sie zu ihm: „O König, wenn du uns nicht zu Hülfe eilest, so sind wir verloren. Wisse, wir sind ein Stamm von dem Geschlechte Schaiban. Wir waren auf das Gebiet von Bassora gezogen, als plötzlich der Araber Hadsyfa mit seiner Reiterei und seinem Fußvolk auf uns eindrang, die Tapfersten unter uns tödtete, und die Weiber und Kinder zu Gefangenen machte. Von dem ganzen Stamm haben sich nur die Wenigen, die du hier vor dir siehst, durch die Flucht retten können. Wir beschwören dich nun bei Gott und bei deinem Leben, nimm uns in deinen Schutz."

Als der König diese Rede hörte, befahl er, daß sich das Heer, Fußvolk und Reiterei, schlagfertig machen sollte, und

nach einer Weile hörte man auch schon überall den Trommel- und Trompetenschall. Noch war es nicht Mittag, als schon die Stadt von Reiterei und Fußvolk wimmelte. Es waren zusammen vier und zwanzigtausend Mann. Der König befahl sogleich gegen den Feind vorzurücken, und gab ihnen zum Heerführer den Saad ben Alwakedy, welcher als einer der tapfersten und geschicktesten bekannt war. Als das Kriegsheer über den Tigris gesetzt war, betrachtete Abbaas dieses Schauspiel, sah die Standarten und Fahnen wehen, und hörte die kriegerische Musik. Da flammte in ihm der Muth auf, und er befahl seinem Diener, das beste Pferd zu satteln, und ihm seinen Wurfspieß zu bringen. Mit glühenden Augen und sträubenden Haaren bestieg er das Roß, und A'mer das seinige. Binnen wenigen Augenblicken hatten sie das Heer erreicht, und nach einem Zuge von drei Tagen gelangten sie in das Angesicht des Feindes. Die zwei Heere stellten sich einander gegenüber, und auf beiden Seiten entstand ein mörderischer Kampf. Der Tod durcheilte alle Reihen, Staubwolken erhoben sich himmelhoch, und verdunkelten den hellen Tag. Endlich brach die Nacht an, und sie trennten sich, und zwar jede Parthei über ihren eigenen Verlust schaudernd. Sobald es wieder Tag wurde, stellten sich die Reihen auf, und die Legionen nahten sich gegenseitig, als plötzlich die beiden Heere still hielten, sich betrachteten, und Hareth, der Sohn Saads, aus den Reihen Hadsyfas heraustrat, sich zwischen beide Reihen stellte, mit seiner Lanze drohende Bewegungen machte, und folgendes Lied sang:

„Es komme, wie es komme, ihr seid heute unser Gewinn.
Längst schon war es unser Wunsch, euch vor uns zu sehen."

„Endlich hat der Allmächtige euch dem Hadsyfa zugeführt,
diesem tapfern Löwen, der zum Herrscher geboren ist."

„Ist unter euch ein Mann, dessen Krankheit ich heilen soll, dem rathe ich, er gehe auf den Kampfplatz, dort wird ihn sein Uebel verlassen.“

„Bei Gott, so wahr ich mich bei euch befinde, benutzet diesen günstigen Augenblick, und wer bis jetzt unterdrückt wurde, der räche sich, und werde ein Unterdrücker!“

Da trat von Seiten des Bagdadschen Heeres ihm Sahyr ben Habib entgegen, und nun bekämpften sich beide. Keiner wollte weichen, keiner nachgeben: da fielen plötzlich von beiden Seiten entscheidende Schläge, von denen Hareth den gefährlichsten austheilte, so daß Sahyr sich in seinem Blute wälzte. Alsbald rief Hadsyfa aus: „Gott sei dein Schutz, o Hareth!“ Zugleich forderte Sahyr einen andern auf, um sich dem Hareth entgegenzustellen. Es zeigte sich indeß keiner, der mit ihm kämpfen wollte. „Will denn niemand sich mir entgegen stellen?“ rief Hareth denen aus Bagdad von neuem zu. Aber auch auf diese Aufforderung trat niemand heraus, und Hareth, durch die Muthlosigkeit der Bagdader noch mehr angereizt, stürzte sich daher auf sie und tödtete ihnen zwölf Mann mit eigener Hand. Sein Heer folgte ihm; da indeß die Nacht anbrach, so zogen sich die Bagdader fliehend zurück und besetzten eine Anhöhe, wo sie die Nacht zubrachten. Keiner von ihnen war vom Pferde gestiegen, und sie hielten ihren Untergang für gewiß, als am frühen Morgen das Heer der Araber anrückte, Hadsyfa an der Spitze von Tausend der tapfersten Reiter. Dieser trat kühn voran und rief mit lauter Stimme: „O ihr Vornehmsten aus Bagdad! nur euren Heerführer fordere ich heute auf, daß er sich mir gegenüberstelle; wir beide wollen uns gegenseitig besprechen und bekämpfen, damit nicht unnöthig Blut vergossen werde.“ Niemand antwortete, niemand zeigte sich. Da wiederholte er den Zuruf zum zweitenmale, und sagte: „Warum giebt mir euer Heerführer keine Antwort?“ Als Ab-

baas diese Worte des Hadsyfa hörte, und bemerkte, daß Saad, der Anführer, so wie die Truppen, vor Furcht zitterte, näherte er sich diesem, und sprach: „Erlaubst du, daß ich ihm statt deiner antworte, und mich ihm gegenüber stelle? Mein Leben gebe ich gerne für das deinige Preis." Da betrachtete ihn Saad, und bemerkte, daß seine Augen vor Tapferkeit glühten, und sprach: „Edler junger Mann, bei der Wahrheit Mustapha's,[5]) über den Heil und Segen komme, sage mir, woher kommst du zu meiner Hülfe?" Abbaas aber antwortete: „Jetzt ist nicht der Ort, zu fragen." — „Du Tapferer," erwiederte ihm jener, „es sei; stelle dich dem Hadsyfa gegenüber. Sollte er dir aber an Kräften überlegen sein, so setze deine Jugend nicht länger seiner Gewalt aus." — „Gott flehe ich um Hülfe an," antwortete Abbaas. Zugleich ergriff er seine Waffen, und eilte auf Hadsyfa los, als ob er ein herabstürzender Fels wäre. Da rief ihm dieser zu: „Eile nicht, junger Mann. Von welchem Volke bist du?" — „Ich bin Saad al Wakedy," antwortete al Abbaas, „der Anführer des Heeres Königs Ins, und wenn du erstaunt bist, daß ich auf deine Ausforderung nicht gleich erschienen bin, so geschah es, weil du nicht von meines gleichen bist, und ich dich nicht für würdig halte, dich mit mir zu messen. Daher bereite dich zum Kampfe, denn von deinem Leben bleibt nur noch wenig Zeit übrig." Als Hadsyfa diese Rede hörte, warf er sich vor Lachen rückwärts. Darüber ergrimmte Abbaas, und rief: „O Hadsyfa, sei auf deiner Hut vor mir," und zugleich stürzte er auf ihn mit einem wüthenden Schlage los. Hadsyfa kam ihm indeß entgegen, und wehrte ihn ab. Hierauf entstand ein sehr hartnäckiger Kampf zwischen beiden. Endlich brachte Abbaas dem Hadsyfa einen wüthenden Schlag bei, und schrie: „Nimm dies hier von der Hand eines Tapfern, welcher solche Leute, wie du bist, nicht fürch-

tet." Diesen Schlag fing zwar Hadsyfa mit seinem Schilde auf; allein er glitt davon ab, und das Schwert traf ihn auf sein Panzerhemd, durchschnitt dasselbe bis auf seinen Nacken, drang durch die Schulter hindurch, und hieb ihm den Arm ab, worauf er hinstürzte, und sich in seinem Blute wälzte. Abbaas wandte sich nunmehr gegen die Truppen seines Gegners, verfolgte sie, und noch hatte sich die Sonne nicht zum Untergange geneigt, als sie auch schon die Flucht ergriffen, und die Reiterei sich von dem Fußvolke trennte. Saad, der den, auf der Verfolgung der Feinde begriffenen Abbaas nicht mehr sah, und schon bemerkt hatte, daß er mit Blut bedeckt war, war in großer Besorgniß um ihn. Als er aber die Besiegung seiner Feinde deutlich vor Augen sah, war er sehr erfreut, und sein Heer eilte dem Abbaas nach, und machte eine große Beute an Pferden, Waffen und andern großen Schätzen. Dieses alles hatten sie der Tapferkeit des Abbaas zu verdanken. Da sie sich nun versammelten, um siegreich in Bagdad einzuziehen, nahte sich Saad dem Abbaas, und begleitete ihn. Als dieser aber an den Ort kam, von wo er sich aufgemacht hatte, sprach Saad zu ihm: „Warum steigst du an einem Orte ab, der sich nicht für dich geziemt? Wir und unser Sultan sind dir große Erkenntlichkeit schuldig. Komm also mit uns, damit wir dir unsern Dank zu erkennen geben." Abbaas antwortete: „O Emir Saad, von diesem Orte bin ich ausgegangen, und hier will ich mich wieder von dir trennen. Ich beschwöre dich bei Gott, erwähne meiner nicht beim Könige. Stelle dich, als wenn du mich nie gesehn hättest; denn ich bin ein fremder, hier unbekannter Mann."

Mit diesen Worten wendete sich Abaas von ihm hinweg, und Saad begab sich vor das Angesicht des Königs, wo er den ganzen Hofstaat versammelt fand, welche dem Könige bereits den ganzen Vorfall mit Abaas erzählten.

„Und wo ist denn dieser?" fragte sie der König. Sie erwiederten: „Er kommt mit dem Emir Saad." Da er diesen nun ohne Begleitung ankommen sah, gab er ihm zu verstehen, daß er den jungen Mann zu sehen wünschte. Saad aber berichtete dem Könige, daß er sich gescheut hätte, ohne Befehl und ohne Erlaubniß vor ihm zu erscheinen. Da sprach der König: „O Saad, woher ist dieser Mann gekommen?" — „Das ist mir," erwiederte jener, „ganz unbekannt. Er ist übrigens ein sehr schöner, angenehmer und liebenswürdiger Mann, sicher und entschlossen in seiner Anrede, fest und anmuthig in seinen Antworten, und die Tapferkeit spiegelt sich auf seinem Gesicht." „Bringe mir ihn her," sagte der König; „denn das, was du mir da von ihm erzählst, macht mich noch begieriger, ihn kennen zu lernen." — „Bei Gott," erwiederte jener, „wenn du unsre Lage mit Hadsyfa gesehen hättest, als er mich aufforderte! Ich zögerte, mich ihm entgegen zu stellen. Als ich aber so eben entchlossen war, auf ihn loszugehen, kam ein Reiter mit verhängtem Ziegel auf mich zu, und sprach: „O Saad, befiehlst du mir, daß ich an deiner Statt fechten, und mich für dich aussetzen darf?" Da fragte ich ihn, woher er wäre, er aber verweigerte mir seine Antwort." Als Saad dem Könige alles erzählt hatte, befahl dieser, den Abbaas schnell zu holen, um ihn selbst über mehreres zu befragen. Um diesen Befehl zu vollführen, ging Saad vorher noch einmal in sein Haus, legte seine kriegerische Rüstung ab, und ruhte eine kurze Zeit aus. Abaas aber, der Sohn des Königs, hatte ebenfalls seine Rüstung abgelegt, der Ruhe gepflegt, und dann ein kostbares grünes Gewand angelegt, unter welchem ein venetianisches Kleid hervorblickte. Sein Haupt hatte er mit einem Turban, wie er in Damiette getragen wird, geziert, auch nahm er ein kostbares Tuch mit. Als er gehörig ausgeruht hatte, ging er so gekleidet

nach der Stadt, betrachtete die öffentlichen Märkte und die Plätze der Kaufleute.

Neunhundert acht und sechzigste Nacht.

Daselbst fand er einen Kaufmann, der vor sich ein Schachspiel stehen hatte. Er verweilte bei demselben einige Zeit, um ihm zuzusehen. Der Kaufmann aber sah ihn seinerseits an, und fragte ihn: „Wie viel er einsetzen wolle, wenn er Lust hätte, mit ihm zu spielen." — „Wie viel du willst," erwiederte Abbaas. — „Hundert Goldstücke," entgegnete der Kaufmann. Da Abbaas in diese Forderung willigte, so sagte der Kaufmann: „Zähl aber das Gold gleich auf, damit das Spiel Gewißheit erhalte." Jener nahm sogleich einen atlasnen Beutel hervor, in welchem sich tausend Goldstücke befanden, zählte davon hundert Stück ab und legte sie neben den Teppich. Der Kaufmann setzte eben so viel aus, und war übrigens ganz entzückt, so viel Gold bei Abbaas zu bemerken. Neugierige Leute hatten sich schon um sie versammelt, theils, um dem Spiele zuzusehen, theils um Zeugen abgeben zu können, wenn etwa über den Einsatz Streit entstehen sollte. Sie spielten also, und Abbaas war so nachlässig, daß der Kaufmann glaubte, er habe es mit einem unerfahrnen Spieler zu thun; denn er gewann ihm bald die hundert Goldstücke ab. Da fragte ihn Abbaas: „Willst du noch ein Spiel versuchen?" — „Ich spiele anders nicht," antwortete der geldgierige Kaufmann, „als um tausend Goldstücke." — „Was du aussetzen wirst," erwiederte Abbaas, „werde ich dir auch entgegensetzen." Der Kaufmann zählte die tausend Goldstücke hin, und Abbaas desgleichen. Das Spiel begann nun bald dem einem bald dem andern günstig zu werden, und Abbaas gewann, nach Verlauf einer Stunde ihm in der Stellung des Elephanten[6] die tausend Goldstücke ab. Nun wurden nach einander

mehrere Parthien gespielt, so daß Abbaas ihm viermaltausend Goldstücke abgewann. Das war aber blos eine List des Kaufmannes, um den Abbaas dreister zu machen. Darum sagte der Kaufmann hierauf: „Jetzt kann ich nur noch um den Werth meines Ladens spielen," und dieser betrug viertausend Goldstücke. Sie spielten, und Abbaas gewann abermals, und nahm den Laden mit dem, was er enthielt, in Besitz. Da stand der Kaufmann voll Verzweiflung auf und sprach: „Der Laden sei dein." Eben waren sie im Begriff, hineinzugehn, als der Emir Sa'ad ankam, um den Abbaas zum Könige einzuladen. Sie machten sich nun auf und gelangten bald zum Monarchen. Nachdem sie diesem die gebührenden Ehrfurchtsbezeigungen dargebracht hatten, fragte er den Abbaas, wo her er wäre, und wohin er zu reisen gedenke. „Ich bin aus Yemen," erwiederte Abbaas. „Hast du irgend ein Geschäft," fragte der König, „zu dessen Erfüllung wir dir behülflich sein könnten? Wir sind dir zu vielem Danke verpflichtet wegen dessen, was du dem Hadsyfa uns zu Gunsten gethan hast." Zu gleicher Zeit befahl der König, daß Abbaas mit einem Gewande von ägyptischem Atlas bekleidet würde, dessen Werth hundert Goldstücke betrug. Ferner befahl er seinem Schatzmeister, ihm tausend Goldstücke auszuzahlen. „Nimm dieses," fügte er hierzu, „als einen kleinen Theil dessen, was wir dir schuldig sind. Bleibst du länger bei uns, so will ich dir noch ein Geschenk von Sklaven und anderen Sachen machen." Da neigte sich Abbaas bis zur Erde, und sprach: „Dieses alles, o König, habe ich nicht verdient." Zugleich griff er in seinen Busen, und nahm zwei goldne Kästchen heraus, in deren jedem zwei Rubinen waren, deren Werth gar nicht geschätzt werden konnte. Diese überreichte er dem Könige, und sprach: „O König, Gott möge dein Leben verlängern, und dich beschützen. Habe die Gnade, und

beglücke mich mit der Annahme dieser beiden Kästchen, so wie ich dein Geschenk mit Dank annehme." Der König nahm sie in Empfang, und Abbaas bat um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen. Darauf entfernte er sich, und begab sich wieder auf den Markt, wo die Kaufleute, als sie ihn erblickten, ihn sogleich fragten, ob er nicht seinen Laden öffnen wollte? Als er sich noch mit ihnen unterhielt, trat auf einmal eine Frau zu ihm, die einen kleinen Knaben trug, welcher mit entblößtem Haupte war. Sie betrachtete Abbaas, und als er sich zu ihr wandte, sagte sie zu ihm: „O Herr! siehe diesen armen Knaben an und erbarme dich seiner; denn sein Vater hat seine Mütze in dem Laden vergessen. Habe die Güte, sie ihm wiederzugeben; denn das Herz bricht uns, ihn so weinen zu hören. Wenn uns noch etwas übrig geblieben wäre, so würden wir sie kaufen und sie nicht von dir erbitten." — „Du Zierde der Frauen," erwiederte Abbaas, „du hast mich mit deiner bezaubernden Rede sehr angesprochen und durch deine unwiderstehliche Bitte gerührt. Hole mir deinen Mann her." Sie holte ihn und die Leute versammelten sich von neuem, um zu sehen, was Abbaas thun würde. Dieser übergab ihm sogleich alles Gold, was er ihm abgenommen hatte und überlieferte ihm zugleich die Schlüssel seines Ladens. „Der Dank," fügte er hinzu, „den ich von dir verlange, ist ein frommes Gebet für mich."

Neunhundert neun und sechzigste Nacht.

Als er das gesagt hatte, näherte sich ihm die Frau, und küßte ihm die Füße, desgleichen auch der Mann, und alle, die gegenwärtig waren, priesen ihn, und wünschten ihm Heil und Segen. Diese That verbreitete sich unter den Kaufleuten, und bald war von nichts anderem die Rede, als von Abbaas.

Was unterdeß den König anbetrifft, so sprach er, nachdem er den Inhalt der Kästchen angesehen hatte, zu seinem Wesyr: „Wie müssen wir uns nunmehr gegen den jungen Mann aus Yemen benehmen? Wir wollten ihm eine Gunst beweisen, und nun sehen wir, daß er uns ein Geschenk gegeben hat, das im Werth mehr als zehnmal das unsrige übertrifft. Auch wissen wir nicht, ob er in unserm Lande sich aufhalten wird, oder nicht.“

Inzwischen hatte der Kaufmann Anstalten zu einem reichlichen Gastmahle gemacht, wobei das ausgesuchteste Backwerk und die köstlichsten Früchte nicht vergessen worden waren. Er lud nun den Abbaas ein, dieses Mahl bei ihm in seiner Wohnung einzunehmen. Abbaas willigte ein, und sie begaben sich zusammen in des Kaufmanns Haus. Jener fand es sehr zierlich und geschmackvoll eingerichtet, so wie auch den Speisesaal, woselbst die Gerichte in großer Menge aufgetragen waren. Sie wurden sehr wohlschmeckend gefunden, die meisten waren mit Muskus und Rosenwasser übergossen, und auf dem Tische dufteten Wohlgerüche aller Art. Sogar die Wände waren mit Ambra überstrichen. Als nach dem Essen Abbaas zum Fenster hinaus sah, so bemerkte er im Garten ein sehr schönes Gebäude, welches viele Zimmer hatte, und zwei Stock hoch war, worin er aber auch nicht die mindeste Spur eines Bewohners erblickte. Sogleich sagte er zum Kaufmann: „Du hast uns sehr wohl aufgenommen; aber wahrhaftig, ich esse keinen Bissen mehr von dir, so lange du mir nicht die Ursache sagst, warum jenes Haus unbewohnt ist.“ — „Dieses Haus,“ erwiederte der Kaufmann, „gehörte einem gewissen Ghatryf an, der gestorben ist, und von dem ich es geerbt habe. Ich beschwöre dich also, wenn du in Bagdad verweilen willst, dieses Haus zu bewohnen, damit du unter meinem Schutze und in meiner Nähe seiest; denn ich achte und liebe dich zu sehr, und wün-

sche, daß du dich nicht von mir entfernest, um stets deine angenehme Unterhaltung genießen zu können." Da dankte ihm Abbaas, und sprach: „Ich muß allerdings in Bagdad einige Zeit bleiben. Was aber deinen Vorschlag, das Haus zu bewohnen, anbetrifft, so nehme ich ihn nur mit dem Beding an, daß du den Preis desselben von mir annimmst." Und mit diesen Worten übergab er ihm zugleich dreihundert Goldstücke. Der Kaufmann, aus Besorgniß, jener möchte, wenn er es nicht annehmen wollte, das Haus nicht bewohnen wollen, nahm das Geld an, und trat ihm den Besitz des Hauses ab. Sodann setzten sie sich wieder zu Tische. Der Nachtisch wurde nun aufgetragen, und nachdem sie gesättigt waren, wurden die Tische weggenommen, und sie wuschen sich die Hände mit Rosenwasser. Nachher wurde ihnen ein wohlriechendes Handtuch gereicht, worin sie sich die Hände abtrockneten. Da sprach der Kaufmann zu Abbaas: „Mein Herr, das Haus ist nunmehr dein Eigenthum; befiehl jetzt deinem Knechte, daß er deine Pferde, Waffen und Geräthschaften hineinbringe." Dies geschah denn auch, und der Kaufmann freute sich, Abbaas in seiner Nähe zu haben, in dessen Gesellschaft er jetzt Tag und Nacht verweilte. Einst indeß sagte Abbaas zu ihm: „Ich halte dich gewiß von deinen Geschäften und von deinem Gewerbe ab." — „Ach," erwiederte jener, „welch angenehmeres Geschäft kann man haben, als sich mit dir zu unterhalten, und welch besseres Gewerbe, als bei dir zu sein?" So entspann sich nach und nach unter ihnen eine innige, auf gegenseitige Achtung gegründete Freundschaft.

Was unterdeß den König anbetrifft, so war er mit den zwei Kästchen in seinen Harem gegangen, und hatte sie seiner Gemahlinn, der Königinn Affyse übergeben. „Wie viel mögen die Edelsteine wohl werth sein?" fragte diese. „Dergleichen," erwiederte er, „findet man nur bei den größ-

ten Königen, und sie können nicht geschätzt werden." — „Von wem hast du sie?" fragte sie ihn weiter. Da erzählte er ihr die ganze Begebenheit mit Abbaas von Anfang bis zu Ende. „Bei Gott," erwiederte die Königinn, „wir sind diesem Menschen vielen Dank schuldig, welchen ihm der König noch nicht erwiesen hat; denn er ist weder zum König gefordert worden, noch auch hat er an seiner Seite gesessen." Am andern Morgen befahl der König sogleich, ein köstliches Gastmahl anzurichten, so wie es nur für Könige geziemt. Das Schloß wurde ausgeschmückt, die Vornehmsten des Hofes eingeladen, und ein Großer des Reiches wurde zu Abbaas abgesandt. Dieser traf ihn, wie er eben aus dem Bade kam, und sagte zu ihm, daß ihn der König einladen lasse. Abbaas begab sich sogleich mit ihm zum Könige. Als sie daselbst anlangten, war die Königinn und ihre Tochter Maria hinter einem Vorhange verborgen, um den Abbaas unbemerkt sehen zu können. Dieser bezeigte dem Könige seine Ehrfurcht in den angemessensten Ausdrücken, und alle, die zugegen waren, beeiferten sich, dem Abbaas ihre Achtung an den Tag zu legen. Jedermann bewunderte seine Schönheit und seinen Anstand. Der König ließ ihn neben sich setzen, und seine Gemahlinn, als sie den Abbaas gehörig beobachtet und betrachtet hatte, konnte sich nicht enthalten, zu sagen, daß dieser durchaus der Sohn eines Königs sein müsse, und daß er nur in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu ihnen gekommen sein könne. Zugleich betrachtete sie ihre Tochter Maria, und fand, daß ihr Gesicht sich verändert hatte, daß in ihren Augen Thränen glänzten, und daß sie den Blick gar nicht von Abbaas abwendete; denn die Liebe zu dem Fremden hatte sich bereits ihres Herzens bemächtigt. Die Königinn besorgte nun, daß ihre Tochter sich Kummer bereiten möchte. Deshalb verhinderte sie dieselbe, ferner auf ihn hin zu sehen und begab sich sehr bald mit ihr hinweg.

Die Fürstinn Maria hatte ihre eigenen Gemächer, wovon mehrere Fenster auf den Platz und auf die Straße Aussicht hatten, auch hatte sie ein Kammermädchen, die sie bediente, wie dies bei Königstöchtern Brauch ist. Als das Fest geendet war, und die Leute sich entfernt hatten, sprach der König zu Abbaas: „Ich wünschte, daß du bei mir bliebest. Deshalb will ich dir ein Haus kaufen, um dich für die großen Dienste zu belohnen, die du mir erwiesen hast. Dies ist eine Pflicht, die mir obliegt, und die ich nicht länger unerfüllt lassen will; denn es ist mir unangenehm, dich von mir entfernt zu wissen." Bei diesen Worten neigte sich Abbaas vor dem König zur Erde, dankte ihm für seine großmüthigen Gesinnungen, und sprach: „Ich bin ein Sklave des Königs, wo ich mich auch befinden möge. Seinen Blikken kann ich mich nicht entziehen, wie fern ich auch von ihm wohne." Und nun erzählte er dem Könige seine ganzen Verhältnisse mit dem Kaufmann, und die Ursache seines Hauskaufs. „Ich hätte zwar sehr gewünscht," sprach hierauf der König, „daß du in meiner Nähe wohntest; indeß du hast, wie ich sehe, bereits andre Einrichtungen getroffen." Abbaas bat hierauf um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Als er fort ging, führte ihn sein Weg bei dem Schlosse der Maria vorbei. Sie lag eben im Fenster, und Abbaas blickte zu ihr hinauf. Ihr Blick begegnete dem seinigen, und machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß sein Innerstes ganz davon zerrüttet wurde. Jedoch verbarg er, was in ihm vorging, und suchte, so bald als möglich, sein Haus zu erreichen. Als er daselbst angelangt war, sprach sein Diener Amer zu ihm: „Mein Herr, woher kommt die Veränderung, die ich an dir wahrnehme? Hast du irgend eine Unannehmlichkeit gehabt? Bist du im Zorn, oder ist dir unwohl? Krankheit kann ja endlich wieder vergehen, und Zorn wird durch Geduld vermindert."

Abbaas aber antwortete nicht, sondern zog ein Schreibzeug und Papier hervor, und schrieb folgende Verse nieder:

„Der Schmerz der Liebe fängt an in meinem Herzen sich fühlen zu lassen, und Sehnsucht ist in mir kräftig rege.“

„Mein Auge, die Süßigkeit des Schlafs erreicht es nicht, und die Ursache meines Schmerzes kann ich mir nicht verbergen.“

„Ich fürchte mich vor den Wechseln der Zeit und vor der Trennung, damit es mir nicht ergehe, wie es so manchem unglücklich Liebenden ergangen ist,“

„Und ich nicht auch einst zum Gespräch der Leute werde, und meine Tage vorübergehen sehe, ohne meinen Wunsch zu erreichen.“

„Weiß denn meine Geliebte, als ich sie, gleich der Sonne, über mir herabblicken sah, daß ihre Augen schmerzlicher verwunden, als ein gezogenes Schwert, und daß sie die Sinne rauben?“

„Ich sahe auf sie, als sie am Fenster der frischen Luft genoß, und eben den Schleier von ihren Wangen abgenommen hatte.“

„Da warf sie mich mit einem Pfeile, der mein Herz traf; und nun bin ich ein Raub der Sehnsucht und des Schmerzes.“

„Weißt du auch, du schöne Schloßbewohnerinn, daß ich wegen dir die Wüsten von fernen Gegenden her durchwandert habe?“

„Lies also meinen Brief, o du meine Geliebte, und habe Mitleid mit mir, der ich ohne Rettung durch die Pfeile deiner Augen verwundet bin!“

Als er geendigt hatte, bog er den Brief zu. Während dieser ganzen Zeit hatte die Frau des Kaufmanns ihm vom Fenster her zugesehen, ohne daß er es bemerkt hatte. Sie hatte wahrgenommen, daß mit Abbaas irgend etwas bedeu-

tendes vorgefallen sein müßte. Sie war früher Amme der Königstochter gewesen. Nun trat sie zu Abbaas herein, grüßte ihn freundlichst, und redete ihn mit folgenden Worten an:

Neunhundert und siebzigste Nacht.

„Guten Tag," sprach sie zu ihm, „du von Kummer gedrückter, der du dagegen kein Mittel weißt. Es muß dir irgend etwas bedeutendes widerfahren sein. Theile mir es mit, wäre es auch ein großes Geheimniß. Schon vermuthe ich etwas; denn ich habe dich so eben ein Gedicht lesen hören, welches sehr zärtlich war, und mir einigen Aufschluß giebt." Auf diese Bitte entdeckte er ihr alles, was sich zugetragen hatte, empfahl ihr dabei das strengste Geheimniß. Dies versprach sie ihm auch, und fügte hinzu: „Wie willst du den belohnen, der deinen Brief überreicht, und dir die Antwort überbringt?" Da neigte er sein Gesicht zur Erde. Sie aber fuhr fort: „Scheue dich nicht, sondern übergieb mir deinen Brief." Er überreichte ihr denselben, und sie ging sogleich damit zu Maria. „Nimm diesen Brief," sagte sie zu dieser, „und gieb mir bald Antwort darauf." Maria liebte nichts mehr, als Verse und Poesie, auch hatte sie viele Sprachkenntnisse. Sie nahm den Brief, öffnete ihn, las ihn, und als sie den Inhalt vernommen hatte, warf sie den Brief zur Erde, und sprach: „Liebe Frau, auf diesen Brief kann ich keine Antwort geben." Jene erwiederte darauf: „Das ist eine Schwäche von dir, und ein Mangel an Höflichkeit, den du dir zu Schulden kommen lässest; denn weit und breit bist du berühmt wegen deines Scharfsinns und deines Anstands. Antworte ihm also, wie es dir dein Herz eingiebt." — „Aber, liebe Frau," erwiederte die Prinzessinn, „wer ist denn derjenige, mit dem du mir einen Briefwechsel einzugehn vorschlägst? Vielleicht ist es der junge Fremde, der meinem

Vater die Edelsteine übergeben hat?" — „Er ist es selbst," erwiederte die Frau. — „Da will ich ihm antworten," sprach die Prinzessinn, „damit du mir nicht noch einen zweiten Brief von ihm bringst." Zugleich ließ sie sich ein Schreibzeug und Papier bringen, und schrieb folgende Verse:

„Du hast mir in einem Gedicht deine Gesinnung mitgetheilt; hüte dich aber, daß dir dieser Schritt nicht Kummer zuzieht, da du ein Fremder bist."

„Du sagst, daß ein Blick, den du auf mich gethan hast, dich aufs Krankenlager bringen werde — mache dir keine Hoffnungen — wie könnte ich einen Fremdling anhören!"

„Wer bist du denn, du Thor, daß du deine Wünsche bis zu mir erhebest, daß du es wagst, mir zu schreiben, haben dich deine Sinne verlassen?"

„Bist du so thörigt, nach meinem Besitz zu streben, so stirb hin in deiner Krankheit! Gegen solche Thorheit kenne ich kein ander Mittel."

„Laß also ab, mir ferner Gedichte zuzusenden, und betrage dich nicht wie ein Irrender im Besserungshause."

„Reise wieder ab, und bilde dir nie ein, daß ich mich nach dir sehne. — Söhne des Weges sind nicht die, nach denen ich strebe."

„Meine Liebe schenke ich nicht Fremdlingen, die auf der weiten Erde nichts besitzen, was sie ihr Eigenthum nennen könnten; gehe dahin zurück, wo du herkamst."

„Du bist nicht der erste, der sich vergebens das gewünscht hat, was er liebte."

„Gehe also von dannen, und begehre nicht ferner, was du nie erlangen wirst, so nahe es dir auch scheint."

„Das ist hier mein Entschluß; mehr mag ich dir nicht sagen. Sei also vernünftig, erwäge alles wohl, damit du den rechten Weg ergreifst."

Als Maria geendet hatte, faltete sie den Brief zusammen, und gab ihn der Vertrauten des Abbaas, welche sich sofort zu ihm begab, und ihm das Papier überreichte. Er öffnete es sogleich und las es. Als er aber an das Ende kam, wurde er so betäubt und erschrocken, daß er in Ohnmacht fiel. Da er wieder zu sich gekommen war, sprach er: „Gott sei Dank, daß du mir die Antwort überbracht hast. Würdest du mir wohl einen zweiten Brief an die Fürstinn besorgen?" — „Was nutzen dir deine Briefe bei ihr, da sie dir auf diese Art antwortet?" — „Ach," erwiederte Abbaas, „ich hoffe doch, sie wird sich noch besänftigen lassen." Zugleich nahm er ein Dintenfaß und Papier, und schrieb folgende Verse:

„Deinen Brief habe ich erhalten; allein als ich ihn las, nahm meine Sehnsucht nebst meinem Schmerze nur noch mehr zu."

„Schlaflos hat er mich gemacht; meinen Kummer und meine Krankheit hat er vermehrt."

„Ach wenn du doch wüßtest, was ich wegen deiner Liebe empfinde, wie mein Herz vor Kummer vergeht! Vergebens mühe ich mich, dich zu vergessen, mein Verstand gehorcht mir nicht!"

„Wisse, wegen keinem andern Zwecke bin ich in dein Land gekommen, als um das Glück zu haben, dich zu besitzen."

„Wie viel Mühseligkeiten, wie viel Gefahren habe ich überstehen, wie viel schlaflose Nächte habe ich durchwachen müssen."

„Blos dich zu sehen, war mein einziger Zweck, Liebe und Sehnsucht befahlen es mir."

„Bei dem, der mich in diesen Zustand versetzt hat, beschwöre ich dich, erbarme dich meiner und kühle meine Glut."

„Freilich bist du mit dem Gewande der Hoheit bekleidet und mit den Reizen der Schönheit geschmückt, freilich besitzest du Vorzüge jeder Art, aber wer kann dich ansehen, deine Schönheit betrachten, und mich dann noch tadeln!“

Als er geendet, und den Brief zugemacht hatte, gab er ihn seiner Freundinn, und empfahl ihr, alles ganz geheim zu halten. Sie nahm den Brief, übergab ihn der Maria, welche ihn sogleich öffnete, und las. Nach Endigung desselben sprach sie zu der Ueberbringerinn: „Dieser Briefwechsel lastet auf mir, und bereitet mir großen Kummer, und nie habe ich etwas drückenderes empfunden.“ — „O meine Fürstinn,“ sprach die Frau, „du bist Gebieterinn in deinem Schloß. Antworte ihm also, und habe keinen Kummer.“ Da ließ Maria ein Dintenfaß, Feder und Papier bringen, und schrieb folgende Verse:

„O du Betrogener, wie bethörest du dich selbst durch deine Anstrengungen! Denke, wie viel Fürsten schon wegen mir die Nächte durchwacht haben, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, meine Einwilligung zu erhalten!“

„Du also, wenn du auch in nächtlicher Weile Wüsten nah und fern durchstreift hast, wenn auch dein Auge die Erquickungen des Schlafes vermieden hat und du, deinen thörichten Begierden folgend, dich nicht zurecht weisen lässest, und dennoch fortfährest, nach meinem Besitz zu streben, so übe dich, o armseliger Lehmhüttenbewohner, in Geduld die Nicht-Erfüllung deiner Wünsche zu ertragen.“

„Haben doch viele Fürsten und Könige nach meinem Besitz vergebens gestrebt, erkundige dich selbst nach allen jenen Edeln, die mit kostbaren Kameellasten zu mir geeilt sind.“

„Wie sie mir, nebst Sklaven und Sklavinnen, ganze Züge von Pferden, nebst Waffen und kostbaren Kleidern

anboten und um mich anhielten, sie haben aber nichts erreicht.“

„Auch der große Na'aman nahte sich mir mit seinem Antrage, seinen Wunsch habe ich aber nicht erhört, denn ich zog immer vor, fern von aller Verbindung zu bleiben.“

„Höre also auf, o Fremdling, nach mir deine Wünsche zu erheben, denn Schimpf und Schande würde dir deine Thorheit nur einbringen.“

Nach Endigung dieser Zeilen übergab sie den Brief der Vertrauten, welche ihn sogleich dem Abbaas zustellte. Als ihn dieser gelesen hatte, ließ er sich das nöthige bringen, und schrieb ihr folgende Zeilen:

„Du hast vieler tapferen Könige erwähnt, welche verdienen, kühne und muthige Löwen genannt zu werden.“

„Ihnen, gleich mir, hast du den Verstand geraubt, mich, wie sie, hast du mit deinen Zauberblicken getroffen.“

„Du sprichst von den Sklaven, den Rossen und den Mädchen, so wie den vielen Geschenken, die du erhalten, und daß du dennoch die Geber, groß oder gering, verschmähet hast.“

„Nach ihnen bin ich endlich gekommen, und wünschte deinen Besitz. Nichts anderes hatte ich aber, als mein Schwert.“

„Bei mir sah man weder Sklavinn noch Kameele, noch verschleierte Mädchen.“

„Wenn du also dennoch meine Wünsche begünstigst, so sollst du sehen, wie vor meiner Waffe die Feinde fliehen werden.“

„Du sollst aber auch um Bagdad herum eine Reiterei sehen, gleich Wolken, die die Gegenden verdunkeln.“

„Gehorsam wirst du sie finden meinen Winken, befolgend meine Befehle, wie ich nur will.“

„Soll ich dir zweitausend Sklaven zu deinen Füßen legen, oder ziehest du es vor, Könige da zu sehen?“

„Yemen ist das Land, das unter meinen Befehlen steht, so wie auch Negd.“

„Dieses alles habe ich wegen dir verlassen; vom Theuersten habe ich mich entfernt.“

„Die Nächte mit Gefahren durchwacht, sobald mir die Kunde deiner Schönheit wurde. Mit Briefen wandte ich mich an dich, die dein Herz wohl erweichen konnten, aber mit Treulosigkeit hast du sie erwiedert.“

„So ist aber die Zeit; doch wer sie kennt, wird sie nicht treulos finden.“

„Sehr hast du geirrt, wenn du glaubtest, daß, obgleich fremd, ich verstandlos und ein Sklavensohn wäre.“

Diesen Brief überreichte er seiner Vertrauten, gab ihr zugleich fünfhundert Goldstücke, und sprach: „Nimm dies als einen Beweis meiner Dankbarkeit an, denn viel Mühe habe ich dir schon verursacht.“ — „Mein einziger Wunsch ist,“ erwiederte sie, „dazu beizutragen, euch zu vereinigen, sollte es auch mit dem Verluste dessen geschehn, was mir am liebsten ist. Gott lohne dir indessen das, was du an mir thust.“ Zugleich nahm sie den Brief und ging mit diesem zu Maria. Sie überreichte ihr denselben mit folgenden Worten: „Nimm diesen Brief, es ist vielleicht der letzte dieses Briefwechsels.“ Als sie ihn gelesen hatte, sagte sie zur Ueberbringerinn: „Nun fängt er an, sich gegen mich groß zu machen, indem er erwähnt, er besäße Länder, Pferde, und sogar Truppen, die ihm zu Gebote stehen; allein er verlangt etwas von mir, was er nie erreichen wird; du weißt es, treue Pflegerinn meiner Kindheit, daß die Söhne der Könige um mich geworben, und kostbare Geschenke gespendet haben, ohne daß sie auf mich irgend einen Eindruck gemacht hätten. Wie könnte ich diesen Thoren annehmen, der nichts besitzt, als die zwei Kästchen mit Edelgesteinen, die er meinem Vater gegeben

hat, der in dem schlichten Hause eines Mannes, wie Ghadryf ist, wohnt, und der weder Gold noch Silber besitzt. Ich beschwöre dich also, gehe zu ihm zurück, und benimm ihm alle Hoffnung; denn in seine Vorschläge kann ich nimmermehr eingehen.“ Auf diese bestimmte Erklärung entfernte sich jene, und begab sich zu Abbaas. Als dieser sie betrübt und niedergeschlagen ohne Brief ankommen sah, fragte er sie, was das zu bedeuten habe? Da sagte sie ihm denn mit wenigen Worten, daß sie ihm nicht beschreiben könne, was ihr Maria alles vorgehalten, und daß sie ihr befohlen hätte, ihm mündlich zu sagen, daß er nichts hoffen dürfe. Bei dieser Nachricht wurde er zwar sehr betrübt, indeß bewog er sie doch, noch einen, und zwar den letzten Brief an Maria zu übergeben. Er nahm zugleich Papier und Feder, und schrieb folgendes:

„Mein Geheimniß ist offenbart, wiewohl ich es hätte verbergen sollen; aber nun habe ich genug an deiner Liebe.“

„Meine Freunde habe ich verlassen, und meine Verwandten weinen wegen meiner Abwesenheit.“

„Nach Bagdad war ich gekommen, wo mich Härte und Abneigung erwartete;“

„Da, wo ich hoffte, den Becher der Freude zu trinken, gereicht von der Hand der Geliebten. Doch diese hat mir leider nur Bitterkeit gereicht.“

„In Schmerzen und Qualen aller Art bin ich dadurch versetzt, und die Liebe hat mich traurig gemacht.“

„Wie viele Nächte habe ich durchwacht. Wie viel Arten des Kummers erduldet;“

„Während daß du, mich verachtend, sorglos schliefst, und weder Kummer noch Verachtung erduldetest.“

„Glücklich hätte ich mich geschätzt, wenn nur deine Gestalt im Traume mir erschienen wäre, minder hätte ich dich hart gefunden;“

„Aber nur härter wurdest du, je mehr du von mir Briefe sahest, und alle Hoffnung hast du mir geraubt.“

„Meinen letzten Brief hast du nicht beantwortet, ob er gleich Geständnisse enthielt, deren Sinn du durchschauen konntest.“

„Du glaubst, dein Glück kann dich nicht verlassen, deswegen bekümmerst du dich weder um Groß noch Klein;“

„Doch hättest du erfahren, was mich betroffen hat, so würdest du wissen, was Schmerz und Kummer der Liebe ist.“

„Aber wahrlich, dir steht einst das bevor, was ich von dir erfahren habe; dann wird dein Herz auch vergebens schlagen.“

„Der, den du ersehnest, wird dann auch hartherzig sein, und wird sich nicht bekümmern um den Wechsel der Zeiten. Lebe wohl! Ich wünsche dir dauerndes Glück.“

Nach Endigung dieses Briefes übergab er ihn der Vertrauten, welche ihn sogleich der Maria überlieferte. Bei ihrem Eintritt verneigte sie sich gegen Maria; diese erwiederte aber ihren Gruß nicht. „O meine Fürstinn,“ sagte sie, „wie bist du hartherzig! Gönnst du mir nicht die Erwiederung meines Grußes? doch nimm diesen Brief, es ist der letzte, den du von ihm empfängst.“ Maria aber sprach: „Empfange hiermit meinen wohlgemeinten Rath: Kehre nie in mein Schloß zurück, es würde dir sonst dein Leben kosten. Ich sehe nun deutlich, du willst mich in Schimpf und Schande bringen. Gehe daher, und laß dich nicht wieder sehen.“ Zugleich befahl sie einigen Frauen von ihrer Bedienung, sie mit Schlägen aus dem Schlosse zu treiben; und diese verließ es fliehend.

Neunhundert ein und siebzigste Nacht.

Ganz entstellt vor Schmerz kam sie zu Abbaas zurück. Dieser schien vor Betäubung wie aus einem Schlafe zu er-

wachen, als er sie in diesem Zustande ankommen sah. „Sage, was ist dir begegnet?“ rief er ihr zu. — „Ich bitte dich, schicke mich nie mehr zu Maria, sie hat mich schändlich behandelt, und so ist es mir ergangen.“ Darauf erzählte sie ihm alles genau, und Abbaas, von Ehrgefühl ergriffen, fühlte sich so beleidigt, daß seine Liebe zu ihr erlosch. „Wie viel bekamst du monatlich von Maria?“ fragte er sie. — „Zehn Goldstücke,“ war ihre Antwort. — „Betrübe dich nicht,“ sagte er nun zu ihr, indem er ihr zweihundert Goldstücke gab, „hier gebe ich dir dein Jahrgehalt. Höre von nun an auf, irgend jemandem vom königlichen Hofe Dienste zu leisten. Wenn das Jahr vorüber ist, sollst du das doppelte erhalten, sowohl für deine Bemühungen um mich, als auch weil du von Maria ausgestoßen bist.“ Zugleich übergab er ihr ein schönes Kleid, und sprach: „Da du mir nun die Handlungsweise Maria's offenbart hast, fühle ich mich ganz frei von ihr. Gott hat meine Liebe zu ihr aus meinem Herzen gerissen, und nie wird sie wieder in mir rege werden. Gepriesen sei der, der die Herzen und die Gesinnungen ändert. Sie ist Ursache, daß ich Yemen, mein Vaterland, verlassen habe, nun ist die Zeit verstrichen, binnen welcher ich meinem Vater zurückzukehren versprach. Ich fürchte sogar, er möchte mit seinem Heere aufbrechen und mich aufsuchen, in der Besorgniß, mir wäre hier etwas Uebles geschehen; denn er hat keinen andern Sohn, als mich. Mein Vater und meine Mutter werden über mein langes Außenbleiben untröstlich sein.“ — „Mein Herr,“ erwiederte die Frau des Kaufmanns, „welcher König ist dein Vater?“ — „Mein Vater ist Asys, König von Yemen und Nubien, Beherrscher der Inseln Kachtaan und der zwei heiligen Städte Medina und Mekka, die Gott beschützen möge. Wenn mein Vater sich in den Krieg begiebt, so umgeben ihn hundert und vier und zwanzig tau=

send tapfre Reiter, den Hofstaat und das Gefolge ungerechnet. Alle folgen seinen Befehlen, so wie auch den meinigen." — „Warum aber," fragte sie ihn hierauf, „hast du ein Geheimniß daraus gemacht, und deine edle Abkunft verborgen? Warum hast du dich in das Gewand der Unbekannten und Fremdlinge geworfen? Welcher Schimpf für uns, daß wir dir nicht die gebührende Ehrfurcht erwiesen haben! wie können wir uns darüber bei dir entschuldigen?" — „Bei Gott," erwiederte er, „du hast in nichts gefehlt, sondern ich werde dir lebenslang große Dankbarkeit schuldig bleiben, wenn ich auch noch so fern von dir sein werde." — Zugleich rief er seinen Diener Amer, und befahl ihm, das Roß zu satteln. Als die Frau dies hörte, und die Pferde vorführen sah, flossen Thränen aus ihren Augen, und sie sprach: „Wie schmerzt mich deine Trennung, du Wonne meiner Augen! Wohin begiebst du dich jetzt, damit ich Nachrichten von dir erfahren kann?" — „Von hier," erwiederte er, „begebe ich mich zu Okeel, meinem Vetter. Er ist eben bei dem Stamm Kenda ben Hescham. Schon zwanzig Jahre habe ich jenen nicht gesehn. Ich will mich daher nun zu ihm begeben, und sehn, wie es ihm geht, und dann wieder hier durch nach Yemen reisen." Hierauf empfahl er sich bei ihr und ihrem Manne um sich zu Okeel, dem Sohne seines Oheims, zu begeben, bis zu welchem er von Bagdad aus noch vierzig Tagereisen hatte. Er schwang sich auf sein Roß, und sein Diener folgte seinem Beispiele.

Als sie unterweges waren, sagte Abbaas folgendes Gedicht:

„Ich bekämpfe die gegen mich Verbündeten. Ich bin der seltne Tapfere. Ich tödte die Feinde, ich durchdringe ihre Reihen."

„Ich mache mich auf, um Okeel zu besuchen; ich verdopple meine Schritte, ich durcheile die Wüsten, und mein treuer Amer folgt mir."

„Wer uns mit Feindschaft droht, oder uns den Weg streitig macht, auf den stürze ich mich, wie der Tiger auf seine Beute.“

„Mit Wehe und Schimpf überdecke ich ihn, und zum letzten Tranke reiche ich ihm den Becher des Todes.“

„Mein Wurfspieß bahnt sich den Weg durch die Lüfte zu jedem Feinde, und mein blankes Schwert ist Felsen durchdringend.“

„Mit mir ist weder ein Heer noch irgend jemand, der mir hilft, nur allein Gott, mein Herr und mein Schöpfer. Ihm sei Preis!“

„Auf ihn baue ich in allen Schrecknissen, auf ihn, der dem Herrn so wie dem Diener die Fehltritte verzeiht.“ —

Sie setzten nun ihren Weg fort, als sie auf einmal von fern eine Menge arabischer Zelte erblickten. Als er nach ihnen fragte, wurde ihm gesagt, daß es der Stamm der Benisachra sei, und daß sie Feinde des Okeel wären. Eine Menge Lastthiere und Heerden waren um diesen Stamm versammelt. Man sagte ihm ferner, daß sie oft den Okeel überfielen, und ihm seine Lastthiere raubten, obgleich er ihnen jährlich einen Tribut bezahle, weil er ihrer Macht nicht zu widerstehen im Stande sei. Als Abbaas sich den Zelten genähert hatte, stieg er ab, so wie auch Amer, und sie setzten sich beide hin, um zu essen und auszuruhen; dann befahl Abbaas seinem Diener, Wasser zu holen, um die Pferde zu tränken, und welches für die Reise mitzunehmen. Dieser nahm sofort den Schlauch, und ging nach Wasser. Als er an den Brunnen gekommen war, fand er daselbst zwei Leute mit Stricken. So wie sie den Amer erblickten, fragten sie ihn: „Wohin willst du? und von welchen Arabern bist du?“ — „Füllt meinen Schlauch, ihr Männer, ich bin ein reisender Fremder; mein Gefährte wartet auf mich.“ — „Du bist kein Reisender,“ entgeg-

nete ihm jener, „sondern du bist ein Kundschafter des Okeel.“ Zugleich ergriffen sie ihn und brachten ihn zu Sohair, Sohn des Schabib. Als er vor ihn kam, fragte ihn dieser ebenfalls, von welchen Arabern er wäre? und er beantwortete es eben so wie das vorige mal. Auf die Frage: „Woher kommst du? und wohin willst du?“ antwortete er: „Ich will zu Okeel.“ So wie Sohair diesen Namen nennen hörte, zitterte er vor Wuth, und winkte seinen Leuten. Auf die Frage: Was er bei Okeel wolle? antwortete er, daß er nebst seinem Gefährten ihn besuchen wolle. Als Sohair dieses hörte, befahl er, den Amer zu enthaupten. Sein Wesyr indeß rieth ihm davon ab, bis er auch seinen Gefährten in seiner Gewalt haben würde. Er befahl sogleich zweien Sklaven, ihn zu holen. Als sie bei Abbaas angekommen waren, riefen sie ihm zu: „Komm und gieb dem Könige Sohair Red und Antwort.“ — „Und was verlangt der König von mir?“ fragte sie Abbaas. — „Das wissen wir nicht,“ war ihre Antwort. — „Und wer hat den König von meiner Ankunft unterrichtet?“ — „Wir waren eben Wasser holen gegangen, als ein Mann ankam, den wir befragten. Da er uns aber keine befriedigende Antwort gab, so schleppten wir ihn zum König Sohair. Diesem sagte er nun, daß er zu Okeel gehe. Okeel aber ist ein Feind des Königs, und deshalb hat dieser beschlossen, ihn anzufallen, und seine Kinder fortzuführen, um seine Nachkommenschaft zu vernichten.“ — „Und was hat denn Okeel gethan, daß der König sich dieses vorgenommen hat?“ — „Er hat sich verpflichtet,“ erwiederten sie, „dem Könige jährlich tausend Pferde, zweihundert Sklaven, und funfzig Mädchen zu geben. Der König hat aber erfahren, daß Okeel damit umgehe, diesen Tribut nicht mehr zu zahlen; daher ist er nun entschlossen, ihn anzugreifen. Komm also bald mit uns, ehe der König sich er-

zürnt." Da sprach Abbaas zu ihnen: „Bleibe indessen bei meinen Waffen und Pferden, bis ich zurückkehre." „Du machst sehr viel Worte," sagten sie zu ihm, „das ziemt dir gar nicht. Mache dich schnell auf; wo nicht, so bringen wir dem Könige deinen Kopf. Denn er will dich und deinen Gefährten ohnehin tödten, und deine Sachen rauben." Als Abbaas dieses hörte, wurde er entrüstet, jagte ihnen durch seine Worte Furcht ein, sprang aufs Pferd, und eilte zum Zelte des Sohair. Dort rief er mit lauter Stimme: „Zu Pferde, ihr Tapfern, zu Pferde!" und zu gleicher Zeit richtete er seine Lanze nach dem Zelte Sohairs, um welches Schwertträger die Wache hielten. Auf diese stürzte er sich, durchbrach ihre Reihen, und gelangte in das Zelt Sohairs, in welchem er diesen ganz allein sah. Hier rief er ihm zu: „O Sohair, genügt es dir nicht, dem Okeel einen Tribut auferlegt zu haben, willst du noch ihn und seine Nachkommen ausrotten? Weißt du nicht, daß er zum Geschlecht Kenda gehört, welcher ein Nachkomme des Schaiban ist, so berühmt durch seine Tapferkeit? Bist du so begierig, ihn wegen seiner Schätze zu überfallen, da du schon so viele seiner Tapfern getödtet hast? Aber, bei Mohammed, ich werde dich den Tod kosten lassen!" Mit diesen Worten zog er sein Schwert heraus, hieb auf den König, und spaltete ihn. In demselben Augenblicke trat sein Wesyr herein, den er ebenfalls tödtete. Plötzlich hörte er jetzt die Stimme Amers, der ihm zurief: „Komm, rette mich, sonst bin ich verloren!" Abaas eilte zu ihm hin, und fand ihn zwischen vier Ketten gebunden, auf dem Rücken liegend. Sogleich löste er seine Banden, und sprach: „Komm, Amer, und gehe mir voran!"

Neunhundert zwei und siebzigste Nacht.

Amer that dieß, und als sie aus dem Zelte traten, fanden sie die Reiterei, zwölftausend Mann stark, und angeführt von Sahal, dem Sohne Kaab's. Dieser ritt auf einem prächtigen schwarzen Rappen, und hieb nach Amer, welcher sofort die Flucht ergriff. Nunmehr stürzte er sich auf Abbaas, welcher dem Amer zurief: „Siehe nur auf mein Pferd, und beschütze meinen Rücken.“ Jener that dieses, und Abbaas stürzte sich in die Reihen der Reiter, brachte die Tapfersten zum Weichen, und tödtete beinahe zweitausend Mann derselben, ohne daß jemand wußte, woher diese Niederlage käme; und wen sie zu bekämpfen hätten. Auch verbreitete sich bereits unter ihnen das Gerücht von dem Tode des Königs. „Für wen sollen wir denn kämpfen?“ sprachen sie nun, „da der König todt ist? Nun ist es Zeit, entweder vor dem Feinde zu fliehen, oder sich unter seine Fahnen zu begeben.“ Dies letzte befolgten sie denn auch, stiegen von ihren Pferden, legten ihre Waffen ab, und begaben sich mit dem Zeichen der Unterthänigkeit zu Abbaas, den sie für den Anführer eines großen Kriegsheeres hielten. Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich bald in der Umgegend, und von allen Seiten kamen die Leute zu Abbaas geströmt. Drei Tage hielt er sich auf dem Schlachtfelde auf, während welcher Zeit er von den erbeuteten Schätzen unter die zu ihm übergegangene Armee und unter die zu ihm gekommenen Bewohner der Umgegend Geschenke austheilte, und ihre Huldigungen empfing. Sodann befahl er ihnen, zum Okeel aufzubrechen, bei welchem sie denn auch am siebenten Tage anlangten. Vorher befahl er seinem Diener Amer, ihm in das Lager Okeels voranzugehen, und diesem seine Ankunft zu melden. Dieser entledigte sich seines Auftrags, und meldete diesem zugleich den Tod Sohair's und den Sieg über dessen Schaaren. Okeel freute sich eben so sehr über

die Ankunft des Abbaas, als über den Tod seines Feindes, und beides verbreitete Frohlocken in dem ganzem Lager. Amer wurde mit Ehrenkleidern bedeckt, und Okeel befahl sogleich, dem Abbaas entgegen zu ziehn. Niemand durfte sich ausschließen, weder Groß noch Klein, weder Herr noch Knecht. Nach einem Zuge von drei Parasangen trafen sie ihn auch wirklich an. Abbaas und Okeel stiegen von ihren Pferden, umarmten sich, und im Triumph zog der erstere in Okeels Lager ein, wo für sie alle sehr prächtige Zelte errichtet wurden, in denen das ehemals feindliche Kriegsheer freundliche Aufnahme fand. Die kostbarsten Gemüse und die seltensten Fleischarten wurden vertheilt, und königliche Gastmahle zwanzig Tage lang gefeiert.

Was unterdeß den König Asys, den Vater des Abbaas betrifft, so war er nebst seiner Gemahlinn seit der Abreise seines Sohnes, sehr betrübt. Als nun die Nachrichten von ihm so lange ausblieben, und die zu seiner Rückkehr festgesetzte Zeit verstrichen war, befahl er, ein Kriegsheer zu versammmeln, und die Reiterei auffitzen zu lassen. Drei Tage lang ließ er in seinen Staaten diesen Befehl kund thun, mit dem Beifügen, daß keine Entschuldigung irgend eines Saumseligen angenommen werden würde. Am vierten Tage befahl der König, das Heer zu zählen, und es fand sich, daß es sich bis auf 24000 Mann zu Roß belief, die Dienerschaft und den Troß ungerechnet. Darauf wurden die Fahnen erhoben, und die Trommeln zum Aufbruch geschlagen, und das Herr zog nun, den König an der Spitze, gerades Weges nach Bagdad. Als sie nur noch eine halbe Tagereise von dieser Stadt entfernt waren, befahl er, daß das Heer an dem Orte, welcher die grüne Wiese genannt wurde, sein Lager aufschlagen sollte. Fast hätte es auf dieser großen Ebene nicht Platz gehabt. Dem Könige wurde daselbst ein Zelt von grünem Damast, welches

mit Perlen und Edelsteinen besetzt war, errichtet. Nach kurzem Aufenthalt daselbst verlangte der König, daß die fünf und zwanzig Mameluken seines Sohnes, die sich mit bei dem Heere befanden, vorgeführt würden. Von den zehn Mädchen, die seinem Sohne gehörten, und die von ausgezeichneter Schönheit waren, hatte der König blos fünf mitgenommen; die übrigen hatte er bei der Mutter des Abbaas zurück gelassen. Als die Mameluken erschienen, gab er jedem von ihnen eine grün damastne Mütze, und befahl ihnen, Rosse zu besteigen, welche einander ganz gleich wären, sodann nach Bagdad zu reiten, und sich dort nach ihrem Herrn, dem Abbaas, zu erkundigen. Sobald sie daselbst angelangt waren, durchstreiften sie Straßen und Märkte, und erregten durch ihre Pracht so viel Aufsehen, daß niemand, weder alt noch jung, zu Hause blieb, und alle sich aufmachten, um diesen schönen Anblick zu sehen. Endlich gelangten sie auch an das Schloß des Königs, welcher sie eben kommen sah, und über ihre Schönheit, Pracht und jugendliche Gestalt ganz erstaunt war. „Ich möchte doch wohl wissen," sagte er bei sich selbst, „von welchem Stamme diese Leute sind." Zugleich befahl er einem seiner Verschnittenen, Kundschaft über sie einzuziehen. Dieser eilte sofort zu ihnen, und befragte sie. — „Gehe zu deinem Herrn," sagten sie zu ihm, „und frage ihn nach dem Könige Abbaas, ob er etwa zu ihm gekommen ist. Denn bereits hat er den König, seinen Vater, seit länger als einem Jahre verlassen. Die Sehnsucht, seinen geliebten Sohn wiederzusehen, hat ihn bewogen, persönlich mit einem Theile seines Heeres auszuziehen, und ihn zu suchen." „Ist denn unter euch irgend einer seiner Brüder oder ein Sohn von ihm?" fragte sie der Verschnittene hierauf. — „Nein," antwortete sie, „wir sind alle seine Sklaven, die er mit seinem Gelde gekauft hat; sein Vater, der König Assys, hat

uns gesandt, um uns wegen ihm zu erkundigen. Gehe also zu deinem Herrn, frage ihn, und bringe uns seine Antwort." — „Wo ist denn der König?" fragte sie der Verschnittene weiter. „Er befindet sich auf der grünen Wiese," war ihre Antwort. Der Verschnittene begab sich sogleich zum Könige zurück, um ihm seine Kunde mitzutheilen. Da merkte endlich der König, und bereute es, daß er den Abbaas nicht nach Würden behandelt habe, ob er gleich vermuthet hatte, daß er ein Königssohn sei. Wie er eben noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt war, trat seine Gemahlinn herein, und bemerkte, daß er über irgend etwas sehr in Sorge sein müsse. „Was macht dir solchen Kummer?" fragte sie ihn. — „Erinnerst du dich noch an den jungen Fremden," antwortete er, „welcher mir die zwei goldnen Kästchen mit den Rubinen verehrte? — „Ja wohl." „Siehst du die jungen Leute, die dort auf dem Schloßplatz versammelt sind? das sind seine Mameluken, und sein Vater Asys, der König von Yemen, ist auf der grünen Wiese mit seinem Kriegsheere, um ihn abzuholen." Als die Königinn das hörte, betrübte sie sich sehr, nahm vielen Antheil an Abbaas, und rieth zugleich dem Könige, die Mameluken auf das köstlichste bewirthen zu lassen. Diesen Vorschlag befolgte er sogleich, sandte seine Verschnittenen aus, um jene in schönen Häusern unterzubringen, und ließ ihnen zugleich sagen, sie möchten warten, bis er ihnen Nachricht von ihrem Herrn geben würde. Bei diesen Worten entrannen ihren Augen Thränen der Freude, weil sie nun hofften, ihren Herrn bald wiederzusehen. Der König aber rieth seiner Gemahlinn, sich hinter das Gitterwerk zu verbergen, während er die Mameluken vorfordern lassen würde. Als sie erschienen, küßten sie die Erde vor seinen Füßen, und erwiesen ihm die größten Ehrenbezeigungen. Er lud sie ein, sich zu setzen; sie schlugen es aber aus, bis er sie endlich im

Namen ihres Herren, des Abbaas, darum bat; da thaten sie es endlich, und nun wurden ihnen alle Arten Speisen, Früchte und Zuckerwerk vorgesetzt. Während sie speisten, schickte die Königinn Affyse zu ihrer Tochter Maria, und ließ ihr sagen, sie möchte doch zu ihr kommen. Es ging nämlich von dem Gemache aus, in welchem sich die Königinn befand, ein unterirdischer Gang bis zu dem Schlosse Maria's. Durch diesen Gang begab sich diese nun ungesehen hinter das Gitterwerk zu der Königinn. Sobald sie daselbst angelangt war, zeigte ihre Mutter ihr an, daß Abbaas der Sohn des Königs von Yemen gewesen sei; daß die Anwesenden seine Mameluken seien, und daß sein Vater mit seinem Heere auf der grünen Wiese angelangt sei, um ihn zu suchen. Maria betrachtete nun voll Verwunderung diese Mameluken, und die Schönheit ihres Anzuges. Als sie gespeist hatten, wiederholte ihnen der König nochmals, was er ihnen bereits von Abbaas gesagt hatte, und verabschiedete sie alsdann. Nachdem Maria in ihr Schloß zurückgekehrt war, dachte sie an alles, was zwischen ihr und Abbaas vorgefallen war, und bereuete innigst, daß sie ihn auf eine so schnöde Art behandelt hatte. Nunmehr faßte die Liebe zu ihm in ihrem Herzen Wurzel. So wie die Nacht herangenaht war, befahl sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich zu entfernen, und nun nahm sie alle die Briefe vor, die sie von Abbaas empfangen hatte, um sie durchzulesen. Dies Geschäft machte sie nun so traurig, daß sie die ganze Nacht mit Weinen zubrachte. Als der Morgen anbrach, rufte sie eine ihrer Mädchen, mit Namen Schafyke.*) So wie diese kam, sagte sie zu ihr: „Ich habe dir etwas mitzutheilen, was mich sehr betrübt, wobei ich aber von dir das strengste Geheimniß verlange. Ich wünschte nämlich, daß du zu

---

*) Die Theilnehmende.

der Frau des Kaufmanns gehst, und sie zu mir führest; denn ich bedarf ihrer in einer sehr traurigen Angelegenheit."

Neunhundert drei und siebzigste Nacht.

Das Mädchen befolgte den Befehl der Prinzessinn, und ging zu der Frau hin. Als sie eintrat, fand sie dieselbe in weit schönerem und köstlicherem Schmucke, als gewöhnlich. Sie grüßte sie, und fragte sie sogleich: „Woher hast du dieses schöne Gewand und diesen Schmuck, desgleichen man nichts schöneres finden kann?" — „O Schafyke," antwortete jene, „du glaubst wohl, daß man nur bei deiner Fürstinn etwas Schönes und Gutes sehen kann. Bei Gott, ich habe mich sehr bestrebt, ihr zu dienen, dennoch aber hat sie mich auf eine schändliche Art behandelt, so, daß sie sogar den Verschnittenen befahl, mich zu schlagen. Sage ihr nunmehr, daß derjenige, für den ich mich bei ihr verwendet hatte, mich in die Lage gesetzt hat, ihrer entbehren zu können, und ihren bösen Launen für immer zu entgehen. Er hat mir viel schöne Kleider verehrt, hat mir zweihundert und funfzig Goldstücke gegeben, welche Summe er mir für alle Jahre festgesetzt hat, und hat mir verboten, irgend jemandem zu dienen." Da sprach Schafyke: „Aber die Fürstinn hat dich in einer Angelegenheit sehr nöthig; komm also mit mir, ich bringe dich nachher in Frieden wieder zurück." Jene antwortete indeß: „Ihr Schloß ist mir von nun an verboten, und nie werde ich es wieder betreten. Gott sei ewig gepriesen, daß ich nun ihrer entbehren kann!" Schafyke ging zurück, und überbrachte der Fürstinn die Antwort ihrer ehemaligen Dienerinn. Auch erzählte sie ihr von dem Wohlstand, worin sie dieselbe angetroffen hätte, und die Fürstinn mußte bekennen, daß sie gegen die Frau den Anstand verletzt hatte, und bereute nun, aber zu spät, ihre Uebereilung.

So verbrachte sie mehrere Tage, während welcher Zeit das Feuer der Sehnsucht immer tiefer in ihr Herz drang.

Was unterdeß den Prinzen Abbaas betrifft, so war er bei seinem Vetter Okeel zwanzig Tage geblieben, worauf er sich zur Reise nach Bagdad anschickte. Vorher aber ließ er die Beute, die er von dem Könige Sohair gemacht hatte, vorbringen, und theilte sie mit seinem Neffen. Als er ungefähr zwei Tagereisen von Bagdad entfernt war, befahl er seinem Diener Amer, sein bestes Pferd zu besteigen, und ihm mit der Karawane voranzugehen, welche die Beute fortschaffte. Diesen Befehl befolgte jener, und langte bei Anbruch des Tages in Bagdad an. Da blieb selbst kein Kind zu Hause, und kein Greis in seiner Wohnung; sondern alle eilten diesem prunkvollen Zuge von erbeuteten Schätzen, Lastthieren und Sklavinnen entgegen. Abbaas, der diesem Zuge folgte, wurde bald erkannt, und die Leute waren trunken vor Freude, ihn wiederzusehen. Bald gelangte auch zum Könige die Nachricht, daß Abbaas, der junge Mann, der von ihm weggereist war, nunmehr mit unendlichen Schätzen, Geschenken, Sklaven und Truppen einziehe. Er selber sei noch vor der Stadt, Amer aber, sein Diener, wäre so eben eingerückt, um für seinen Herrn Wohnungen einzurichten. Sobald der König das hörte, schickte er sogleich zu Amer, und ließ ihn vor sich fordern. Dieser erschien alsbald vor dem Könige, neigte sich zur Erde, und bezeigte dem Könige seine Ehrfurcht. Dieser befahl ihm, aufzustehen, und befragte ihn wegen Abbaas. Amer benachrichtigte ihn auf das genaueste von alle dem, was vorgefallen war, und daß Abbaas am andern Morgen selbst seinen Einzug an der Spitze von funfzigtausend Mann halten würde. Der König befahl nun sogleich, daß die Gebäude mit kostbaren Teppichen behangen würden, und daß wegen der Ankunft des Abbaas niemand anders als in festlichen Kleidern ausgehen

solle. Zugleich sandte er dem Könige Asys die frohe Nachricht von der Ankunft seines Sohnes Abbaas, und benachrichtigte ihn umständlich von allem, was er von Amer gehört hatte. Sobald der König Asys die Nachricht von der Ankunft seines Sohnes vernahm, freute er sich außerordentlich. Er bestieg sogleich sein Roß, alle seine Soldaten mußten aufsitzen, die Pauken wurden geschlagen, und die schönste kriegerische Musik ertönte von allen Seiten, so daß die Erde erbebte, und dieser Tag für Bagdad ein höchst merkwürdiger Tag war. Da Maria nun alles dieses sah, nahm ihre Reue immer mehr zu. Die Truppen wurden nun alle befehligt, dem Heere des Abbaas entgegen zu gehen. Dieser war in einer Gegend gelagert, welche die grüne Insel hieß. Als er nun die Truppen immer näher kommen sah, betrachtete er sie genauer, und sprach zu seinen Gefährten: „Ich sehe unter diesen Haufen von Kriegern eine Menge verschiedener Fahnen. Die große grüne Fahne aber erkenne ich für diejenige meines Vaters, die immer in seiner Nähe ist. Gewiß ist er ausgezogen, um mich zu suchen." Endlich kamen sie noch näher, und er erkannte sie nun ganz genau. Sie stiegen beiderseits von den Pferden, und er wurde von allen begrüßt und bewillkommnet. So wie er aber zu seinem Vater kam, umarmten sie sich, und konnten vor Freuden kaum sprechen. Abbaas befahl sodann seinen Leuten, aufzusitzen, seine Leibmamelucken umgaben ihn, und so zogen sie in Bagdad mit der größten Pracht ein. Die Frau des Kaufmanns war ebenfalls mit den übrigen aus der Stadt gegangen, um diese Pracht zu sehen. Als sie nun den Abbaas erblickte, und seine Schönheit, den Glanz seines Heeres, so wie auch die erbeuteten Schätze und Sklaven bemerkte, sagte sie folgende Verse her:

„Abbaas kommt nun von Okeel zurück mit erbeuteten Schätzen und Reichthümern."

„Zahlreiche Pferde führt er mit sich, gleich Opferthieren kostbar behangen, von deren Hufen die Erde erdröhnte.“

„Auf ihren Sätteln sind Männer, welche die Pauken schlagen, deren Wirbeln, vereinigt mit dem Wiehern der Pferde, den Verstand betäubt.“

„Wer sich ihnen feindlich nahet, denen kommt der Tod entgegen von den Stößen der Spitzen.“

„Freuet euch, ihr Freunde, und rufet mit mir fröhlich aus: Willkommen seiest du, erhabener Freund!“

„Man freue sich wegen seiner Ankunft, und frohlocke, und nehme die Geschenke seiner Freigebigkeit in Empfang!“

Als sie in die Stadt angekommen waren, begab sich jeder in die ihm bestimmte Wohnung. Abbaas aber begab sich allein in die Nähe des Tigris, ließ täglich für seine Trupen schlachten, backen, und sie im Freien speisen, wozu sich die Leute aus der Stadt haufenweise herandrängten, und mitaßen. Auch verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft bis zu den Wüstenbewohnern und zu den entfernteren Gegenden, von woher diese denn ebenfalls nach Bagdad kamen, und ihm Geschenke brachten. Endlich aber begab sich Abbaas in das Haus, das er früher gekauft hatte, und der Kaufmann und seine Frau eilten, ihn zu bewillkommnen. Er befahl nun, daß sogleich ihrem Manne drei der kostbarsten Pferde vom ältesten Stamme, zehn Kameele und hundert Stück anderes Vieh überantwortet würden, außerdem schenkte er ihnen noch die kostbarsten Stoffe zu Anzügen. Ferner ließ er zehn Mädchen und zehn Sklaven, funfzig der schönsten Pferde, und funfzig der besten Kameele, so wie dreihundert Stücke geringeres Vieh, zwanzig Unzen Muskus, und eben so viel Unzen anderer Wohlgerüche dem Könige von Bagdad senden. Als dieses kostbare Geschenk dem Könige überreicht wurde, war er davon sehr angenehm überrascht, aber auch eben so verlegen, wie er dies Geschenk

erwiedern sollte. Abbaas beschäftigte sich unterdessen immerfort mit Austheilen von Geschenken an Vornehme und Geringe, jedem nach Maaßgabe seines Standes und seiner Würde; nur Maria emfing nichts. Dies schmerzte und beleidigte sie außerordentlich.

Voll Betrübniß darüber, daß er ihrer gar nicht gedachte, wandte sie sich daher an ihre Sklavinn Schafyke, und befahl ihr, zu Abbaas zu gehen, ihn zu grüßen, und ihm zu sagen: „Was hält dich denn ab, daß du meiner Gebieterinn nicht auch einen Theil von deiner Beute schickst?" — Mit diesem Auftrage begab sich die Sklavinn sofort zu Abbaas. Als sie indeß bei seinem Hause ankam, hielten sie die Kammerherren ab, bis zu ihm zu gelangen, bevor sie nicht seine Erlaubniß eingeholt hätten. Sie erhielten diese, und als sie hereingetreten war, erkannte er sie, und merkte, daß sie ihm etwas mitzutheilen hätte; weshalb er den Mameluken gebot, sich zu entfernen.

„Was bringst du?" sagte er zu ihr, als sie allein waren. — „Ich bin die Sklavinn der Fürstinn Maria," antwortete jene; „sie küßt dir die Hände, grüßt dich, und ist sehr erfreut über deine glückliche Rückkunft; aber eben so betrübt ist sie auch, und sie macht dir auch deshalb Vorwürfe, daß du sie so sehr allen Leuten nachgesetzt hast. Groß und Klein haben von dir Geschenke erhalten, und du hast dennoch ihrer, gleich als wenn du hartherzig gegen sie wärest, nicht gedacht." — „Gott sei gelobet, der die Herzen ändert!" antwortete er; „ich gestehe, mein Herz war ganz voll von Liebe für sie, und aus Sehnsucht nach ihr habe ich mein Land, meine Familie und mein Vermögen verlassen. Nicht bei mir, sondern bei ihr begann die Hartherzigkeit. Doch ohnerachtet alles dessen will ich es sie nicht entgelten lassen, sondern ich will ihr doch etwas schicken, was ihr zur Erinnerung dienen mag; denn ich bleibe in ihrem Lande nur

noch wenige Tage, und gehe von hier sehr bald wieder nach Yemen ab." Zugleich befahl er, daß ihm ein Kasten gebracht würde. Aus diesem zog er eine prächtige Halsschnur von griechischer Arbeit, tausend Goldstücke an Werth, hervor, that sie in einen Beutel von grüner Seide, der mit Perlen und Edelsteinen besetzt, und mit Gold durchflochten war, legte dann noch zwei Kästchen mit Muskus und Ambra hinein, und beschenkte die Sklavinn mit einem seidnen griechischen Kopfputze, worauf allerhand Figuren in Gold gestickt waren. Sie empfahl sich nun, und ging voll Freuden zu der Fürstinn Maria, welcher sie alles genau erzählte, was sie von Abbaas gesehen und vernommen hatte. Zuletzt überreichte sie ihr auch das für sie bestimmte Geschenk.

Als Maria das prächtige Halsband sah, welches von dem Reichthume des Gebers zeugte, sah sie ihre Sklavinn an, und sprach: „Bei Gott, Schafyke, ein einziger Blick auf ihn selbst ist mir lieber, als alles, was ich besitze. O hätte ich ihn doch nie gesehen, und nie etwas von ihm gehört!" Nachdem sie sich noch eine Zeit lang ihren betrübten Gedanken überlassen hatte, ließ sie sich ein Schreibzeug und Papier bringen, und schrieb folgende Verse:

„Wie lange dauert schon mein Harren, und wie lange brennt schon das Feuer in meiner Brust! Der schmerzhafteste Pfeil der Trennung ist in mich eingedrungen, und verletzt mich!"

„So oft ich mich zwingen will, deine Liebe zu vergessen, so führt mich meine Sehnsucht und mein Verlangen wieder zu dir zurück."

„Ich verbarg meine Liebe aus Furcht vor den Beobachtern; aber die häufigen Thränen auf meinen Wangen verriethen, was in mir vorging."

„Der schönste Ort, das anmuthigste Leben, ja die größten Ergötzlichkeiten, nichts freut mich ohne dich."

„Das Feuer der Liebe, welches mich verzehrt, freuet mich, während mich die Trennung vernichtet, und die Sehnsucht mir schlaflose Nächte verursacht."

„Es vergeht keine Nacht, wo ich nicht dein Bild im Traum erblicke; doch sehe ich in dir nicht einen, der mich wieder liebt."

„O möchtest du doch wissen, was ich wegen deiner Liebe erdulde, während du mich mit deiner Entfernung betrübest."

„Lies meinen Brief, und verbirg seinen Inhalt; es ist meine Geschichte, und zeigt dir, wie mich das Schicksal verfolgt."

„Siehe das Unglück, welches mich trifft, und bewahre mein Geheimniß vor jedermann."

Sie legte nun den Brief zusammen, und übergab ihn sogleich dem Mädchen, um ihn zu Abbaas zu tragen, und Antwort darauf zu bringen. Diese begab sich nun zu ihm, und als sie eingelassen wurde, fand sie bei ihm fünf Mädchen, die an Schönheit den Vollmond übertrafen, und die mit Schmuck und kostbaren Gewändern bekleidet waren.

Neunhundert vier und siebzigste Nacht.

Als Abbaas Schafyken erblickte, fragte er sie: „Was ist dein Begehr?" Statt aller Antwort küßte sie den Brief, und überreichte ihm denselben. Er aber befahl einer seiner Sklavinnen, ihr denselben abzunehmen, und von dieser nahm er ihn sodann an, und als er ihn gelesen hatte, sagte er: „Wir gehören Gott an, und wir müssen alle dereinst zu ihm zurückkehren." Zugleich ließ er sich Feder und Papier geben, und schrieb folgende Verse:

„Wie befremdet es mich, zu sehen, daß du dich zur Liebe neigst, nun, da mein Herz von der Liebe zu dir sich abgeneigt fühlt."

„Einst schriebst du mir: In Versen hast du zwar deinen Brief geordnet, aber mit Söhnen des Weges *) lasse ich mich nicht ein."

„Wie viel Könige sind schon zu mir gekommen mit Heeren, und schwer belastete Kameele folgten ihnen."

„Kostbare Pferde von altem Geschlecht, und eben so edle Kameelmütter nebst allem, was nur ausgezeichnet ist."

„Und wer ist denn dieser?" fragtest du. Ich bin es, der gekommen war, Vereinigung mit dir zu suchen; doch ich übergehe alles, was sich seit meiner Liebe zugetragen hat."

„Du warst es, die du dich von mir entferntest, und mir Beleidigungen anthatest, die kein Freund ertragen kann."

„Häufig sind in der Liebe Streitigkeiten und Trübsal, und selten giebt es einen Geliebten, der nicht Ursache hat, zu klagen."

„Nur den bittern Kelch der Liebe habe ich genossen, und Trübsal empfunden, deren Wiedererholung nichts nützt."

„Du sagtest mir stets: Geduld und Ertragung ist die schönste Pflicht, und bringt dem, der sie ausübt, nichts als Gutes."

„Uebe du nun diese schöne Pflicht der Geduld aus; sie ist lobenswürdig, und sie zu befolgen, wird dir leicht sein."

„Du hörst, was ich dir nun sage. Merke dir es, und wisse, daß ich mit dem, was du wünschest, nichts zu schaffen haben mag."

Nun faltete er den Brief, und übergab ihn dem Mädchen. Diese nahm ihn, und überreichte ihn der Fürstinn. Als diese ihn gelesen hatte, sagte sie: „Es scheint,

*) D. h. mit Reisenden.

als wenn er das Vergangene wieder in Erwähnung bringen wollte." Und schnell rief sie sodann nach Feder und Papier, und schrieb folgendes:

„So lange hast du mir die Liebe angetragen, bis ich sie nun selbst empfinde, und jetzt verfolgt mich der Trennungsschmerz, der mit jedem Tage zunimmt."

„Der Schlaf fliehet von mir, und auf meinem Ruhekissen finde ich seit deiner Trennung keine Erholung."

„Du hast mich die Liebe kennen gelehrt, die ich vorher nicht kannte; nun aber zeigst du mir auch, wie unaussprechlich ihr Schmerz ist."

„Ich beschwöre dich, laß mich nicht länger deinen Unmuth fühlen. Sei wieder der Liebekranken günstig, welche vom Trennungsschmerz tief gebeugt ist."

„Es wäre ein harter Schlag, der mich dem Grabe nahe bringt, und der mit dem Leichentuche endigen wird."

„Du hast mich verlassen in dem Augenblicke, wo die Liebe auf mich ihre stärkste Macht ausübt, und wo ich die brennendsten Schmerzen erleide."

Maria schloß hier ihren Brief, und übergab ihn dem Mädchen. Diese hatte viel Mühe, um vor Abbaas vorgelassen zu werden, und als sie eintrat, fand sie ihn umgeben von den fünf schönen, bereits erwähnten Mädchen, die ihm sein Vater mitgebracht hatte. Als Abbaas Schafyken sahe, befahl er einer von den fünfen, Namens Chafyfe,*) einer Sineserinn, ihr den Brief abzunehmen, und hieß sie dann, nachdem er ihn gelesen hatte, die Laute zu stimmen, und etwas über die Trennung zu singen. Dieses that sie denn auch, nachdem sie ihre Kunst in der Laute durch ein Vorspiel in vier und zwanzig Tonarten bewiesen hatte, in folgenden Versen:

*) Die Leichte.

„Sie haben uns verlassen, die Freunde, am Tage des Aufrufs zum Abgange, und stürzen uns in alle Unglücksfälle der Trennung.“

„An jenem Tage, wo die Kameele ihre Lasten erhoben, und ihr Anführer das schreckliche Zeichen zum Aufbruche gab.“ —

„Da flossen meine Thränen, da bemächtigte sich meiner Verzweiflung, da floh von meinen Augen der Schlaf.“

„So sehr ich auch weinte, niemand bemitleidete mich. Ich streckte meine Arme nach den Abreisenden aus, und unaufhaltsam eilten sie weiter.“

„Ach, ihr Augen, wie viel habt ihr geweint! ach, du Seele, wie viel brennenden Schmerz hast du erlitten! Ach ihr Seufzer, welche das härteste Herz zu schmelzen vermocht haben würden, wie groß ist eure Zahl, die ich ausgestoßen habe!“

„Wem soll ich nun klagen, was in mir vorgeht? Dir kann ich es nicht, der du von mir gegangen bist.“

„Das Feuer meiner Liebe nimmt täglich zu, und die Ursache meines Schmerzes entfernt sich mit jedem Tage.“

„O sanfter Morgenwind, wehe meinen Schmerz hinweg; aber treu will ich bleiben meinem Bündnisse.“

„So oft du über den Wohnort meines Geliebten hauchest, so gieße über ihn meine Glückwünsche und meinen Segen aus, als mein höchstes Ziel.“

„Ueberschütte ihn mit Wohlgerüchen des Muskus und der Ambra, stets und zu jeder Zeit; das ist mein letzter Wunsch.“

Als sie geendigt hatte, war Abbaas so gerührt, daß er seiner nicht mehr mächtig war, und in Ohnmacht fiel. Nachdem sie ihn mit Rosenwasser besprengt hatten, kam er wieder zu sich, und rufte ein anderes Mädchen, mit Namen

Hafise,*) eine Türkinn, um ebenfalls etwas über die Trennung zu singen, welches sie mit folgenden Worten that:

„O mein Freund, meine Augen überströmen von Thränen, und mein Herz ist von den Qualen der Trennung ergriffen.“

„Mein Körper wird schwach wegen der Qualen meines Gemüths, die Sehnsucht der Liebe nimmt zu, und die Seufzer dauern ununterbrochen fort.“

„Nur ein Mittel bleibt mir, wenn, der Verzweiflung nahe, das Feuer der Liebe in meinem Innern wüthet. Dies ist: es durch Thränen abkühlen.“

„Doch nichts kann helfen, mein Körper wird dem Schmerze unterliegen; die Trennung wird ihn tödten.“

Als sie geendet hatte, lobte sie Abbaas, und rufte ein andres Mädchen auf, die aus Dilem gebürtig war, mit Namen Morgane,**) und sprach: „Morgane, schildre du mir einmal die Trennung.“ Diese that es mit folgenden Worten:

„Uebet Geduld; denn sie ist eine Tugend, deren Befolgung immer Segen bringt. So bezeugen es alle Geschichten.“

„Wie viel habe ich Ursache gehabt, mich über Unglück zu beklagen! dem Tode war ich schon nahe, wegen der vielen erduldeten Schmerzen.“

„Wie viel Nächte habe ich durchwacht, wo ich die Sterne, Zeugen meines Schmerzes, beobachtete. Wie viel bittre Kelche habe ich geleert!“

„Wie glücklich fühlte ich mich, wenn nur im Traume du mir einmal erschienst, obgleich beim Erwachen mein Schmerz dann nur noch größer ward.“

„Doch nun hat Gott meine Liebe zu dir aus meinem Herzen verbannt, nachdem ich nur im Andenken an dich meine Wonne fand.“

---

*) Die treue Bewahrerinn.

**) Koralle.

„Morgen reise ich ab, und verlasse euer Land. Ihr werdet mich fortziehen sehen."

„Fürchtet aber nichts für mich, wenn ihr mir fern sein werdet; auch weiß ich nicht, ob ich je von euch Nachricht erhalten werde."

„Wer weiß, ob, wenn uns dasselbe Haus einst vereinigt gesehen hätte, unser Leben glücklich und ohne Ungemach gewesen wäre."

Als das Mädchen geendet hatte, lobte er sie, und sprach: „Du hast gesungen, was mir selbst in den Sinn gekommen ist, du hast gesprochen, als hättest du mit meiner Zunge geredet." Nun winkte er dem vierten Mädchen, welche eine Aegyptierinn war, und Sittulhusni *) hieß, befahl ihr, ihre Laute zu stimmen, und über denselben Gegenstand zu singen. Sie that es mit folgenden Worten:

„O Geduld, wie schön bist du; denn nach Bedrängniß kommt Erleichterung. Alles hat seine Zeit, und jedes Mittel seine Bestimmung."

„Wenn auch die Zeit manchmal trübe ist, so ist die Ursache, daß sich ihre Augenblicke verändern; daher ist der Mensch (wegen mancher seiner Handlungen) zu entschuldigen."

„Das sind Veränderungen des Schicksals, die Gott eintreten läßt, und denen die Armen und Unglücklichen eben so wohl unterworfen sind, als die Reichen und vom Glück Begünstigten."

„Nur rette deine Ehre, und vertraue dein Geheimniß nur einem Mann von edler Herkunft an,"

„Bei dem es verborgen bleibt, und wenn du es ihm offenbarest, so thue es aus Achtung für ihn; jedem andern hüte dich, es auszuplaudern."

---

*) Dame der Schönheit.

Als sie geendigt hatte, sagte er: „Gut, Sittulhusni, du hast den Mißmuth aus meinem Herzen zerstreut. Zugleich winkte er dem fünften Mädchen, einer Perserinn, mit Namen Mardye,*) und sprach: „Stimme deine Laute, und singe über denselben Gegenstand; denn bald machen wir uns auf den Weg nach Yemen.“ Sie sang folgendes:

„O Freund meines Herzens, wie ist mein Blick trübe, (wenn er dich nicht antrifft). Sind wir aber einst vereint, so möge der Ort, wo ich mich aufhalte, auch stets der deinige sein.“

„O Bewohner meines Herzens, in dem nur du thronest, ich lasse mein Leben für dich, wenn du dich nie von mir trennest.“

„Schenke mir dein Wohlwollen, zum Trotz der Feinde; dann wird meine Schwermuth und mein Kummer mich verlassen.“

„Um dein Wohlwollen bitte ich dich, wenn du mir es vergönnst, so wird dasselbe mir zur größten Ehre gereichen, und mich unter den Leuten so erscheinen lassen, als ob ich mit dem schönsten Ehrenkleide angethan wäre.“

Als sie geendet hatte, weinten sie alle, und Abbaas lobte sie. Dieses alles aber geschah in Gegenwart der Schafyke, welche ganz bezaubert war von der Schönheit dieser Mädchen, und von ihrer Kenntniß. Sie bat nunmehr um die Erlaubniß, sich fortzubegeben, und kehrte nun ohne Brief und ohne Antwort zur Fürstinn Maria zurück.

Neunhundert fünf und siebzigste Nacht.

Als sie bei Maria angekommen war, erzählte sie ihr alles, was sie bei Abbaas gesehen und gehört hatte, so wie auch, daß er entschlossen sei, bald in sein Vaterland zu

*) Die Gefällige.

reisen. Als Maria dies hörte, weinte und seufzte sie, und starb fast vor Betrübiß. Sie warf sich auf ihr Ruhekissen, worauf sie lange Zeit unbeweglich liegen blieb. Endlich rufte sie die Schafyke, und sprach: „Dir will ich anvertrauen, was ich fühle. Gott weiß es, ich werde sterben! Wenn ich daher meinen letzten Athemzug ausgehaucht habe, so nimm die Halsschnur und den Beutel, den mir Abbaas geschenkt hat, und trage sie ihm zurück. Sage ihm zugleich, daß ich nicht mehr bin; dann wird er ihren Anblick nicht mehr ertragen, und nach mir nicht mehr leben können. Wenn nun Gott auch über ihn mein Schicksal ergehen läßt, und er selbst nicht mehr sein wird, so ist mein letzter Wille, daß man uns vereinige, und in dasselbe Grabmal begrabe."

Maria veränderte sich hierauf sichtlich, und ihre Farbe wurde immer bleicher. Da nun Schafyke ihre Gebieterinn in diesem Zustande sah, so benachrichtigte sie ihre Mutter davon, und sagte, daß sie jetzt nun auch zu essen und zu trinken sich weigere. — „Seit wenn geschieht das?" fragte die Mutter. — „Seit gestern," war Schafykens Antwort. Dies bekümmerte ihre Mutter außerordentlich; sie begab sich sogleich zu ihr, und fand sie in einem Zustande, der dem Tode nahe war. Als sie sich neben ihr Kopfkissen gesetzt hatte, öffnete Maria die Augen, und erblickte ihre Mutter. Da suchte sie sich, so gut sie konnte, aufzurichten, und ihre Mutter fragte sie, was ihr fehle? Sie antwortete: „Ich bin ins Bad gegangen; das hat mich sehr geschwächt, und es ist mir davon ein Kopfschmerz zurückgeblieben, den ich kaum ertragen kann. Ich bitte Gott, daß er bald vergehen möge." Als ihre Mutter sich wieder entfernt hatte, fing Maria an, das Mädchen sehr zu schelten, daß sie jener etwas gesagt hatte. „Der Tod ist mir lieber," fügte sie hinzu, „als ein solches Leben; aber unterstehe dich ja nicht, irgend jemandem etwas von mir zu sagen." Kaum

hatte sie ausgeredet, als eine lange Entkräftung sie überfiel. So wie sie wieder zu sich selbst kam, sah sie das Mädchen weinen. Sie erinnerte sich sogleich an den ihr früher gegebenen Befehl, und band das Halsband ab, so wie den Beutel, den sie ebenfalls auf ihrem Körper trug, und sprach zu ihr: „Binde dieses in ein Tuch, trage es zu Abbaas, und schildere ihm die Sehnsucht, die ich habe, die Welt zu verlassen, und seiner Entfernung durch die meinige zuvorzukommen." Schafyke nahm dieses, und ging damit zu Abbaas, den sie ganz mit seiner Abreise nach Yemen beschäftigt fand. Als sie ihm aber das Tuch sammt seinem Inhalt überreichte, und er das Halsband und den Beutel darin fand, gerieth er in den höchsten Zorn, und seine Augen funkelten vor Wuth. Als Schafyke ihn in diesem Zustande sah, sagte sie zu ihm: „O edler Herr, meine Gebieterinn schickt dir dieses nicht aus Verachtung zurück, sondern sie ist dem Tode nahe, und findet, daß du allein würdig bist, diese Sachen wieder in die Hände zu bekommen." Da sprach Abbaas: „Was ist die Ursache ihres Zustandes?" „Du weißt es am besten," erwiederte sie: „denn bei Gott, ich kenne weder unter Arabern, noch unter fremden Völkern, noch unter den Königssöhnen einen, der ein unempfindlicheres Herz hätte, als du. Wie kann dir es so leicht fallen, das Leben der Maria zu verbittern, so daß sie es bedauert, auf der Welt zu sein, und daß sie dieselbe nun wirklich bald wegen dir verlassen wird. Bei Gott, unter den Königstöchtern ist keine, die ihr gleicht." Abbaas wurde durch diese Rede sehr gerührt, und es war ihm keinesweges gleichgültig, Maria so leidend zu wissen. Daher fragte er Schafyken, ob sie ihm könne eine Unterhaltung mit Maria verschaffen? „Vielleicht gelingt es mir," fügte er hinzu, „sie zu beruhigen." Als sie ihm dieses versprochen hatte, begab er sich mit ihr ins Schloß. Nach ihrem Eintritt in die Ge-

mächer der Maria, verschloß Schafyke alle Thüren, und als er in das Zimmer der Fürstinn trat, fand er sie auf einen Teppich ausgestreckt liegen. Ihr Gesicht glich der untergehenden Sonne. Um sie herum lagen mit Straußfedern ausgestopfte Polster; sie selbst aber bewegte kein Glied. Als Schafyke sie in diesem Zustande sah, glaubte sie, sie wäre todt, und wollte schon das Schloß mit ihrem Klagegeschrei anfüllen, allein Abbaas hielt sie davon ab. „Warte," sprach er, „bis wir genau uns überzeugen; und sollte Gott ihren Tod beschlossen haben, so öffne mir die Thüre, und laß mich unbemerkt wieder hinausgehn: dann kannst du thun, was dir beliebt." Hierauf näherte er sich der Maria, legte seine Hand auf ihre Brust, und fühlte, daß ihr Herz noch ganz leise schlug, und daß noch Leben in ihr wäre. Er berührte nun ihre Wange; da öffnete sie ihre Augen, blickte die Schafyke an, und fragte sie durch Zeichen, wer das wäre, der ihren Teppich beträte, und sich in ihr Gemach gewagt hätte. Diese näherte sich ihr und sprach: „O Fürstinn, es ist der König Abbaas, wegen welchem du das Leben zu verlassen wünschtest." Sobald Maria hörte, daß es Abbaas wäre, hob sie ihre Hand unter der Decke empor, legte sie auf den Hals des Abbaas, und strengte ihre Kräfte an, um sich etwas aufzurichten; worauf sie sich eine geraume Zeit unterhielten. Dann wandte sie sich an Schafyke, und befahl, etwas zu essen zu bringen. Dies wurde auch bald herbei geholt, und sie aßen, ohne zu fürchten, daß jemand sie stören könnte. Als schon der Morgen beinahe anbrach, sprach Abbaas: „Nun ist es Zeit, daß ich mich aufmache, und zu deinem Vater gehe, auf daß ich um dich anhalte, wie es unser Gesetz und unsere Religion vorschreibt." — „Bei Gott," sprach Maria, „das ist ein schöner Vorschlag." Abbaas begab sich nunmehr nach seinem Hause zurück. Am andern Morgen begab er sich zu seinem Vater, der auf der

grünen Wiese am Ufer des Tigris seine Zelte aufgeschlagen hatte, die so zahlreich waren, und die, wegen ihrer großen Menge, so nahe an einander aufgeschlagen werden mußten, daß niemand dazwischen wegen der sich durchkreuzenden Stricke, womit sie befestigt waren, gehen konnte. Als Abbaas dem Lager nahe kam, erkannten ihn die Truppen, und einige Abtheilungen begaben sich sogleich zu ihm, und bezeigten ihm ihre Ehrerbietung. Endlich näherte er sich auch dem Zelte seines Vaters, der, so wie er seine Ankunft vernahm, ihm sogleich entgegen ging, ihn umarmte, und ihn mit sich in sein Zelt nahm. Als sie einige Zeit sich unterredet hatten, sprach der König zu seinem Sohne: „Nun ist es Zeit, dich zur Rückkehr zu bereiten; denn die Unterthanen sind in unserer Abwesenheit wie eine Heerde ohne Hirten. Da blickte Abbaas seinen Vater an, und eine große Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er folgende Verse:

„Ich habe ihn umarmt und bin trunken worden von dem entzückenden Muskusgeruche, ich habe mich ergötzt an dem Anblicke dieses schlanken Zweiges."

„Trunken wurde ich von dem Weine, der aus seinem Munde floß, doch noch trunkener von der Wonne seiner Liebe."

„Die Schönheit hat auf ihre Wangen ihr Siegel aufgedrückt, und alles, was schön ist, widmet sich ihr als Sklave; daher herrschte sie auch über die Herzen."

„Wie kann man mich schelten, sie zu lieben, nachdem die Sehnsucht mich von ihren Lippen nehmen ließ, was ich nahm."

„Bei Gott, nie wird in meinen Sinn kommen, sie zu vergessen, so lange mich noch das Leben fesselt."

„Nur in Liebe zu ihr will ich leben, und in der Liebe zu ihr will ich sterben! Wie wonnevoll ist das für mich!"

Als er geendet hatte, sprach der Vater zu ihm: „Bei Gott, mein Sohn, giebt es etwas, was du nicht erreichen kannst, so eile ich, dir alle meine Schätze anzubieten, um dir dazu zu verhelfen." — „O mein Vater," antwortete Abbaas, „ich habe freilich ein sehr beunruhigendes Anliegen, wegen welchem ich auch mein Land und meine Familie verlassen, und mich vielen Mühseligkeiten ausgesetzt habe. Ich bitte dich, du wollest mir mit deiner einsichtsvollen Weisheit dazu verhelfen." — „Was kann ich thun?" fragte der Vater. — „Ich bitte dich, du mögest gehn, und für mich um Maria, die Tochter des Königs von Bagdad, anhalten; denn mein Herz ist ganz für sie eingenommen." Er erzählte hierauf seinem Vater alles umständlich, was sich zwischen ihm und Maria zugetragen hatte. Als der König dieses hörte, stand er sogleich auf, befahl, daß man ihm das Pferd, an dem die Reihe war, vorführte, und mit ihm begaben sich zugleich vier und vierzig Fürsten, die Vornehmsten seines Reiches, zu Roß zu dem Könige von Bagdad. Da dieser sie ankommen sah, ließ er sogleich die Thore seines Schlosses öffnen, ging ihnen entgegen, ersuchte sie, mit auf sein Schloß zu kommen, und ließ ihnen die kostbarsten Teppiche ausbreiten. Der König von Bagdad aber setzte sich auf seinen Thron, ließ den König Asys neben sich auf einen goldenen Stuhl, dessen Füße von Elfenbein, und mit Perlen und Juwelen verziert waren, setzen, und ihnen die kostbarsten Speisen auftragen. Vier und zwanzig Hammel und eben so viele Ochsen und Gänse mußten geschlachtet, Hühner und Tauben mußten gefüllt und gebraten werden, und in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit wurden die Speisen in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen. Nach eingenommenem Mahle wurde Wein in den kostbarsten Gefäßen vorgesetzt. Nach diesem wurden die Tonkünstler des Hofes hereingerufen; und sogleich betraten vier und zwanzig Mädchen

den Saal. Unter ihnen befanden sich Lauten= Klavier= und Violin=Spielerinnen. Als diese ihr Talent gezeigt hatten, sprach der König Asys zu dem Könige von Bagdad: „Ich habe dir etwas zu sagen, wovon mich die Anwesenden nicht abhalten sollen. Genehmigst du es, so soll alles, was ich habe, zu deinen Diensten stehen, und deine Feinde sollen auch die meinigen sein.“ —

Neunhundert und sechs und siebzigste Nacht.

„Was ist dein Begehr?“ fragte hierauf der König von Bagdad; „denn, bei Gott, deinen Worten kann man schwer widerstehen.“ — „Ich wünsche,“ sprach Asys, „daß du deine Tochter Maria meinem Sohne Abbaas zur Frau geben möchtest; denn dir ist bekannt, wie schön, verständig und tapfer er ist.“ — Da antwortete der König von Bagdad: „O König, bei Gott, aus Liebe zu meiner Tochter Maria habe ich ihr völlig freie Wahl gelassen. Wen sie also vorziehen wird, der soll ihr Gatte werden.“ Er begab sich hierauf selbst zu Maria, bei welcher er ihre Mutter antraf und erzählte beiden, was ihm angetragen worden war. Da sprach Maria: „O! mein Vater, mein Wille steht dem deinigen nach; deinem Befehl zu folgen, ist mein Wunsch; wen du auswählen wirst, den werde ich auch wählen.“ Aus dieser Antwort schloß der König, daß sie den Abbaas wünschte. Deshalb ging er sogleich zum Könige Asys zurück und sprach zu ihm: „Gott möge deine Angelegenheiten zum Besten leiten. Dein Wunsch ist erfüllt.“ Hierauf erwiederte der König Asys: „Gott ist es, der alle Angelegenheiten zum Besten wendet. Meinst du nicht,“ fügte er dann hinzu, „daß wir den Abbaas herrufen und die Verbindung mit Maria sogleich beschließen?“ — „Dein Wille ist der meinige,“ erwiederte der König Asys und schickte sogleich nach

seinem Sohne und ließ ihn von dem Vorgefallenen benachrichtigen.

Abbaas befahl sogleich, daß vier und zwanzig Lastthiere, zehn der besten Pferde, nebst kostbaren Stoffen ihm gebracht würden. Diese ließ er in Seide einpacken und gab sie den Lastträgern zu tragen. Die Lastthiere aber ließ er mit seidenen Stoffen, Wohlgerüchen und Teppichen beladen, und auf Kameele ließ er Kisten mit goldnen und silbernen Geräthschaften packen und mit diesen Kostbarkeiten begab er sich zum Schlosse des Königs von Bagdad. Das ganze Gefolge des Abbaas stieg nun ab, beugte sich vor ihm und nun begaben sie sich zum Könige selbst, welchem sie den Wunsch äußerten, ihm diese Schätze vorlegen zu dürfen. Der König befahl sofort, daß ihm alles in ein Gemach des Harems gebracht würde. Zugleich ließ er auch Richter und Zeugen kommen, um den Heirathskontrakt zwischen Maria und Abbaas aufzusetzen. Der letztere befahl, ein großes Gastmahl anzurichten und lud dazu alle Stämme der sich in der Nähe befindenden Nomaden-Araber und die Wüstenbewohner ein. Dies Fest dauerte zehn Tage. Abbaas hatte das Glück, seine Hochzeit an einem günstigen Zeitpunkte zu feiern und fand an Maria alles das Glück und die Freude, die er sich von ihr versprochen hatte. Am siebenten Tage nach der Hochzeit äußerte der König Asys den Wunsch zurückzukehren, und befahl daher seinem Sohne, den König von Bagdad, seinen Schwiegervater, um die Erlaubniß zu bitten, seine Tochter heimführen zu dürfen. Dieser verweigerte sie ihm nicht, gab der Maria noch kostbare Geschenke und Schmuck mit, und Maria bestieg einen Tragsessel, welcher von Maulthieren getragen wurde. Nun sah man die Fahnen und die Standarten wehen, die Trommeln und Pauken wurden geschlagen und der Zug setzte sich in Bewegung, welchen der König von Bagdad drei Tage lang

begleitete. Hierauf begab der letztere sich wieder zurück. Als die Reisenden noch drei Tagereisen von Yemen entfernt waren, schickten sie drei Schnellläufer an die Mutter des Abbaas mit der Nachricht, daß Maria, Tochter des Königs von Bagdad, mit ihnen wäre. Bei dieser Nachricht war sie außer sich vor Freude, ließ die übrigen fünf Mädchen des Abbaas köstlich schmücken, und als am andern Morgen die Sonne aufging und man von Ferne schon die Fahnen sehen konnte, ging die Mutter des Abbaas ihrem Sohne entgegen. Sie wurde von einer großen Volksmasse begleitet und mit Pauken- und Trompetenschall wurden die Ankommenden in die Stadt eingeführt. Alle umliegenden Stämme und Landbewohner beeiferten sich, dem Abbaas durch kostbare Geschenke ihre Freude zu erkennen zu geben, und dieser ließ nun große Gastmahle bereiten und gab prachtvolle Feste. Freudenfeuer wurden angezündet, so daß man schon von ferne sehen konnte, daß dort ein Ort der Lust und der Festlichkeit wäre und dieses lockte denn noch eine Menge von Neugierigen nach der Stadt. Die Mutter des Abbaas befahl hierauf, seine fünf Mädchen in ihrem Glanze vorzuführen. Da sie nun alle zehn beisammen waren, ließ sie fünf an ihrer Rechten und fünf an ihrer Linken sitzen. Sodann befahl sie ihnen, etwas in Versen herzusagen, um die Gesellschaft, besonders den Abbaas, damit zu erfreuen. Die Mädchen traten nun vor, jede in ihrer Hand eine Zither, Laute, Harfe oder andere Instrumente haltend. Eine unter ihnen, mit Namen Ba'utse,*) aus Sina, trat hervor und sang folgende Verse:

„Dein Land gewinnt für mich wieder an Werth, seitdem du zurückgekehrt bist; es nimmt zu an Glanze, nachdem es für mich dunkel war;"

*) Die Aufgeweckte.

„Es füllt sich mit erquickendem Grün, nachdem es wüste war, und Früchte prangen, welche vorher fehlten."

„Die Traurigkeit hört auf, welche früher wegen deiner Entfernung darin waltete."

„Bei Gott, schmerzlich habe ich die Dauer deiner Abwesenheit empfunden. O! mein Herr, wäre es mir doch vergönnt gewesen, dir als Diener zu folgen."

Als sie geendet hatte, bezeigten ihr die Anwesenden ihren Beifall. Abbaas freute sich über ihr gut gelungenes Gedicht und befahl dem zweiten Mädchen, über denselben Gegenstand etwas zu singen. Diese war aus Balch, und sang folgende Verse:

„Zu uns ist gekommen der Verkündiger der frohen Nachricht eurer Ankunft und hat uns angemeldet denjenigen, der durch seine Abwesenheit uns so betrübte."

„Ich rief ihm zu, dem Ueberbringer deiner Kunde: Für dich lasse ich mein Leben, denn du hast mich erquickt, meinen Schmerz hast du in Freude verwandelt."

„Ihr habt Treue gelobt und euer Gelübde gehalten, auch ich gelobte euch Treue und ferne sei es von mir, sie euch zu brechen."

„Euch wieder zu sehen, ging ich euch entgegen und rief: Willkommen, ihr theuren Ankommenden!"

„Schon nahte sich der Tod vor Schmerz wegen eurer Entfernung. Nun ihr aber uns wiedergegeben seid, beginnt für uns ein neues Leben."

Als sie geendet hatte, befahl Abbaas dem dritten Mädchen, welche aus Samarkand war und Romane*) hieß, ebenfalls etwas zu singen.

*) Granatapfel.

Neunhundert und sieben und siebzigste Nacht.

Diese nahm die Harfe und sang dazu einige Verse ähnlichen Inhalts, welche Abbaas auch mit seinem Beifall belohnte. Nun befahl er dem vierten Mädchen, welche aus Afrika war und die Balhatsa hieß, gleichfalls zu singen. Diese bediente sich des Klaviers und sang folgende Worte:

„Als wir uns zur Freude versammelten, da glänzten uns aus deinen Augen zwei lange nicht gesehene Lichter.“

„Deine Ankunft brachte in uns die Wirkung des Weins hervor und die Heiterkeit löste unsre Zungen.“

„Als wir dich sahen, wurden wir von deinem Anblick gefesselt. Wir glaubten die Sonne und den Mond zugleich scheinen zu sehn.“

„Hell wurde uns der Himmel durch die Nähe des Geliebten, denn die Trennung hörte auf und Liebe erquickte uns, gleich einem sanften Regen.“

„Die Freunde vereinigen sich, der Trennungsschmerz entflieht und aus dem Becher der Liebe trinken die Wiedervereinigten.“

Als sie geendet hatte, freuten sich die Anwesenden, Abbaas lobte die Sängerinn und befahl dem fünften Mädchen, sich auch hören zu lassen.

Neunhundert und acht und siebzigste Nacht.

Diese war aus Syrien und hieß Ryhane.*) Sie nahm die Mandoline und sang folgende Verse:

„Gott hat mir das Glück vergönnt, dich willkommen zu heißen; denn euer Anblick ist Freude und der Gegenstand meiner Wünsche.“

„Von dir geliebt zu werden, thut dem Herzen wohl, und deine Liebe ist süßer, als das Leben selbst.“

---

*) Myrte.

„Bei Gott, nie wirst du aufhören, der Gegenstand meiner Wünsche zu sein, und Leute, die dir gleichen, werden von jedermann geschätzt und gewünscht.“

„Frage meine Augen, ob von dem Tage unsrer Trennung an sie je den Schlaf genossen, oder irgend ein Anblick sie erfreute.“

„Mein übles Aussehn ist ein Beweis, daß mein Herz während deiner Abwesenheit in Kummer war.“

„Doch nach allen diesen Leiden erwächst mir nun durch die Wiederkehr meines Geliebten Freude, Glück und Heiterkeit.“

„Nach Trennung folgte Wiedervereinigung, die Wohlthat, die du mir dadurch erzeigst, soll dir nicht verloren gehn.“

Als der König Asys diese Gesänge hörte, freute er sich außerordentlich und sprach: „Mein Sohn, diese Mädchen sind durch diesen Vortrag sehr angestrengt worden. Sie haben aber in uns Gefühle geweckt, die uns das Glück der Rückkehr in unsere Heimath doppelt empfinden lassen. Durch ihre Gegenwart dienten sie unsrer Versammlung zur Zier, und durch ihren Gesang haben sie uns ergötzt. Ich ersuche dich daher, mein Sohn, ihnen die Freiheit zu schenken.“ — Hierauf antwortete Abbaas: „Kein Befehl ist mir angenehmer, als der, den ich aus deinem Munde erhalte.“ Und auf der Stelle gab er allen zehn Mädchen die Freiheit. Sie küßten ihrem Gebieter dafür die Hände, priesen Gott, legten alle ihre Kostbarkeiten ab und begaben sich in ihre Wohnungen, wo sie ein zurückgezogenes, Gott wohlgefälliges Leben führten. Nach sieben Jahren starb der König Asys, und sein Sohn Abbaas ließ ihn prachtvoll beerdigen. Nach einem Monate bestieg er den Thron, spendete Geschenke, ließ alle Gefangenen in Freiheit setzen und beschützte den Unterdrückten vor dem Unterdrücker. Alles Volk wünschte ihm dafür Segen und von vielen entfernten Gegenden hul-

digte man ihm und brachte ihm Geschenke. Mit der Königinn Maria aber lebte er höchst glücklich und je länger sie verbunden waren, desto mehr nahm ihre Liebe zu. Sie beschenkte ihn bald mit schönen Kindern und so verlebten sie ihre Tage in Glück und Freude bis an ihr Ende.

Neunhundert und neun und siebzigste Nacht.

Geschichte des Königs, seines Sohnes und der sieben Wesyre.

In Sina lebte ein König von außerordentlicher Macht, alle Fürsten ehrten ihn wegen seiner Weisheit und sein Volk liebte ihn wegen seiner Gerechtigkeit. Da er schon alt war und keine Kinder hatte, empfand er darüber große Betrübniß, diese nahm so zu, daß er ganze Tage lang sich seinem Kummer überließ und sehr in Sorgen darüber war, daß sein Reich einst einem Fremden zu Theil werden könnte. Eine geraume Zeit lang hatte er sein Schloß nicht verlassen und die Leute fingen schon an zu glauben, daß er gestorben wäre, und daß man seinen Tod noch verheimliche. Die Königinn, welche eben so schön als verständig war, und welcher diese Gerüchte zu Ohren gekommen waren, begab sich daher zum Könige, den sie in den bittersten Kummer versenkt fand. Sie warf sich vor ihm zur Erde und sprach: „O! mein König, mein Leben wollte ich für deine Ruhe geben. Möchte nie ein Wechsel des Glücks dich treffen und möchte Gott dir stets Freude und Linderung für deinen Schmerz geben. Aber warum sehe ich dich so betrübt und in Gram versunken?" — „Du weißt," erwiederte er, „daß ich bejahrt bin, und der größte Theil meines Lebens verflossen ist, ohne daß ich das Glück habe, Kinder zu besitzen. Du weißt, daß nach mir das

Reich an einen andern Stamm fällt und mein Geschlecht erlischt. Das ist nun die Ursache meines Kummers." — „Gott möge dir ihn verscheuchen," erwiederte sie, „auch ich habe schon längst darüber nachgedacht. In dieser Nacht aber ist mir ein Traumbild erschienen, welches mir sagte: „Der König wünscht sich einen Sohn; wenn er indeß einen erhalten sollte, so wird diesem Sohne viel Ungemach und Drangsal bevorstehn; doch wird er dem Tode entgehen. Bekommt er aber eine Tochter, so wird sie Ursache sein, daß sein Reich sich auflösen wird. Auf keinen Fall aber wird ihm eine andre Frau als du ein Kind gebären. Der günstige Zeitpunkt zu deiner Schwangerschaft wird sein, wenn der Mond in das Gestirn der Zwillinge tritt." In diesem Augenblicke wachte ich auf. Du kannst denken, wie unangenehm mir es war, die Verheißung eines Kindes von diesem Traumbilde zu vernehmen, da uns davon so viel Unheil bevorsteht." Der König aber erwiederte: „Es geschehe, was da wolle, ich werde doch nicht aufhören, mir von Gott ein Kind zu erflehen." Die Königinn hörte seit dieser Zeit nicht auf, ihren Gemahl aufzuheitern und zu trösten, so daß er sich den Geschäften überließ, und sich den Leuten zeigte. Als nun der Mond in die Zwillinge trat, wurde auch wirklich die Königinn schwanger, und sie gebar einen Sohn von außerordentlicher Schönheit. Dieses Ereigniß versetzte das Volk in die größte Freude, und der König ließ alle Weisen und Sterndeuter versammeln, und befahl ihnen, seinem Sohne das Horoskop zu stellen, und ihm, dem Könige, offen zu sagen, was ihm bevorstände. Diesem Befehl unterzogen sie sich, und als sie ihr Geschäft vollbracht hatten, erklärten sie ihm: „Wir sehen, daß dein Sohn glücklich sein, und ein langes Leben genießen wird; nur steht ihm eine große Gefahr während seiner Jugend bevor; doch wird er diese glücklich überstehen, und nachher wird ihm nichts

Böses mehr widerfahren." Nachdem sie der König reichlich beschenkt hatte, entfernten sie sich; den Sohn aber übergab er den Mädchen und Pflegerinnen, bis er größer wurde. Als er nun sieben Jahre alt war, schickte der König in alle Provinzen und Statthalterschaften eine Aufforderung an alle Weisen und Rechtsgelehrten, sich bei ihm einzufinden, worauf sich dreihundert und sechzig Menschen bei ihm einstellten. Diesen wies er prächtige Wohnungen an, und gab ihnen zu Ehren prächtige Gastmähler. Eines Tages eröffnete er ihnen, er wünsche, sie möchten aus ihrer Mitte funfzig ausgezeichnete Männer erwählen. Diese funfzig sollten unter sich zehn, und diese zehn unter sich einen auswählen. Von diesem wollte er seinen Sohn in allen Wissenschaften unterrichten lassen. Wenn dann sein Sohn die nöthigen Kenntnisse erworben haben würde, so wolle er ihm große Wohlthaten zu Theil werden lassen. Sie erklärten hierauf alle, daß unter ihnen keiner mit mehr Weisheit, Kenntniß und Gelehrsamkeit begabt wäre, als Sindbad der Weise. Dieser aber befände sich in seinem Reiche; er dürfte daher diesem nur den Befehl zuschicken, zu erscheinen, und ihm dann seinen Willen kund thun.

Sobald Sindbad hinberufen und angekommen war, sagte er zu ihm, daß er alle diese Weisen versammelt habe, damit sie einen unter sich auswählen sollten, dem er die Erziehung seines Sohnes anvertrauen könne; daß aber ihre Wahl einstimmig auf ihn gefallen sei. „Findest du also," fügte er hinzu, „in dir die Kraft, diesen Auftrag zu erfüllen, so übertrage ich dir hiermit dieses Geschäft. Vergiß aber nicht, daß das Theuerste, was der Mensch hat, sein Kind ist. Wende also deine Geschicklichkeit an, ihn zu unterrichten." Zugleich ließ er seinen Sohn rufen, übergab ihn seinem künftigen Lehrer, und befahl diesem noch an, die Erziehung binnen drei Jahren zu vollenden.

Sindbad übernahm den Sohn des Königs, und wendete alle seine Geschicklichkeit an, ihm Kenntnisse beizubringen; allein die drei Jahre waren verflossen, und er hatte noch nichts gelernt, denn er hatte sich blos mit Spielen und Scherzen beschäftigt. Als nun der König seinen Sohn vor sich kommen ließ, um seine Kenntnisse zu untersuchen, und bemerkte, daß sein Sohn noch gar nichts wüßte, versammelte er zum zweitenmal die Gelehrten, und trug ihnen nochmals auf, einen unter ihnen auszusuchen. Wie sie ankamen, fragten sie den König, was Sindbad bis jetzt seinem Sohne beigebracht habe. Als ihnen nun der König erwiederte, daß sein Sohn gar nichts wisse, so ließen sie Sindbad rufen, und fragten ihn: „was ihn denn abgehalten habe, während dieser Zeit den Sohn des Königs etwas zu lehren?" — „Seine stete Neigung zu Spiel und Scherz," antwortete er, „indeß, wenn der König einige Bedingungen eingehn will, so verpflichte ich mich, seinen Sohn in sieben Wochen so viel zu lehren, als ein anderer kaum in sieben Jahren zu lehren vermag." — „Worin bestehen denn diese Bedingungen?" fragte der König. Worauf Sindbad antwortete: „O König, behalte folgende Sprüche in deinem Gedächtniß. Erstens: Thue deinen Leuten nur das, was du wünschest, daß dir selbst geschehe. — Zweitens: Unternimm keine Sache in Uebereilung, sondern befrage vorher Leute von Einsicht. — Drittens: So oft du kannst, sei bereit zu verzeihen. — Das ist alles, was ich von dir genau beobachtet wünsche." Der König forderte hierauf alle Anwesenden zu Zeugen auf, daß er sich diesen drei Vorschriften unterziehe, und verpflichtete sich auch noch schriftlich in ihrer Gegenwart dazu. Sindbad nahm nun von neuem den Sohn des Königs mit sich in seine Wohnung, wohin der König viele Geschenke und andere nothwendige Bedürfnisse bringen ließ. Der Weise aber ließ für den Sohn des Kö-

nigs ein besonderes Zimmer einrichten, auf dessen Wände er alle die Lehren schrieb, die der Sohn lernen sollte. In dieses Zimmer führte er ihn dann selbst, sagte ihm, er möchte Auszüge von allem dem machen, was er auf den Wänden geschrieben fände, und verließ ihn hierauf, nachdem er ihn mit Lebensmitteln versehen hatte, und schloß die Thüre mit sieben Schlössern hinter ihm zu. Nach drei Tagen kam er wieder zu ihm, brachte ihm frische Lebensmittel, und gab ihm ferneren Unterricht über die Art, wie er diese Schriften abschreiben sollte. Dann verließ er ihn wieder, und verschloß ihn, wie gewöhnlich. Der junge Prinz aber, so oft ihn Bangigkeit und lange Weile quälte, beschäftigte sich damit, sich auch den Sinn derselben zu erklären, und auf diese Art hörte der Lehrer nicht auf zu verfahren, bis der Prinz in kurzer Zeit die Kenntnisse, die der Lehrer in diesem Gemach aufgezeichnet hatte, sich zu eigen gemacht; hierauf nahm er ihn aus diesem Zimmer, und ließ ihn reiten und Pfeile werfen lernen. Sobald er auch dieses vollkommen inne hatte, ließ er den König benachrichtigen, daß sein Sohn jetzt in Besitz von den Kenntnissen wäre, die man von seines gleichen erwartete. Der König, der darüber sehr erfreut war, ließ seine Wesyre und die vornehmsten seines Reiches zusammen kommen, um die Kenntnisse seines Sohnes zu prüfen. Auch schickte er nach dem Weisen, damit er seinen Sohn an einem bestimmten Tage an den Hof bringen möchte. Da beobachtete Sindbad vorher die Sterne, und sah, daß dem Knaben binnen sieben Tagen ein großes Unglück bevorstehe. Er rief denselben daher zu sich, und sagte: „Siehe du selbst die Bedeutung dieses Standes der Sterne, und beobachte das Verhältniß, in welchem sie zu der Stellung sind, welche sie am Tage deiner Geburt hatten.“ Da betrachtete der junge Prinz die Sterne, und fand, daß ihm ein großes Unglück bevorstehe, worüber er in große

Besorgniß gerieth. „Was räthst du mir," fragte er seinen Lehrer, „daß ich thun soll?" — Da antwortete Sindbad: „Ich rathe dir, und befehle dir, während den sieben Tagen kein Wort zu sprechen, sollte auch dein Vater dich tödten wollen."

Neunhundert und achtzigste Nacht.

„Entgehst du dieser Gefahr," fuhr der Weise fort, „so wirst du sehr glücklich sein, und das Reich deines Vaters ungestört besitzen; unterliegst du aber, so bedenke, daß man Gottes Rathschluß nicht entgehen kann." — „Du hast aber," erwiederte der Prinz, „darin gefehlt, daß du so geeilt hast, meinen Vater von meinen Fortschritten zu benachrichtigen, ehe du die Sterne um Rath gefragt hattest. Hättest du alsdann die sieben Tage abgewartet, so wäre es besser gewesen." — Da antwortete sein Lehrer: „Mein Sohn, was geschehen ist, ist geschehen! Meine Freude, dich so unterrichtet zu sehen, ist Ursache, daß ich so geeilt habe, deinen Vater davon zu benachrichtigen. Indessen sei geduldig, vertraue auf Gott, und laß dich um keinen Preis zum Sprechen verleiten."

Der junge Prinz begab sich hierauf zum Vater, und die Wesyre beeilten sich, ihm entgegen zu gehen. Als er beim Könige angekommen war, empfing dieser ihn aufs freundlichste, und redete ihn an, erhielt aber keine Antwort von ihm. Der König war darüber sehr besorgt, und befahl, seinen Lehrer, den Sindbad, vor sich zu rufen. Dieser indeß hatte sich verborgen, und niemand konnte ihn finden. Die Meinungen über diesen Zufall des Prinzen waren sehr verschieden; doch diejenigen, die da behaupteten, er wäre so verlegen, und von Ehrfurcht für den König und die Versammelten so durchdrungen, daß ihm die Scheu die Zunge lähmte, behielten die Oberhand, und daher wurde denn

auch ihr Rath befolgt, daß man ihn in das Frauengemach bringen sollte, wo er hoffentlich den Gebrauch der Sprache wiedererhalten würde. Er wurde nun sogleich in das königliche Schloß zu den Frauen gebracht. Hier sah ihn eine der Lieblingsfrauen des Königs. Diese wurde von seiner Schönheit ganz bezaubert. Sie näherte sich ihm, und grüßte ihn, er aber antwortete ihr nicht. Sie wurde indeß immer zärtlicher, und sprach: „Schenke mir deine Liebe, so will ich dir bald zum Besitz des Reichs deines Vaters verhelfen. Ich will ihm nämlich Gift geben; dann kannst du dein Reich in aller Ruhe besitzen.“ Darüber ergrimmte der Prinz; empfand einen schrecklichen Abscheu gegen diese Frau, und dachte bei sich selbst: „O du Verworfene, du sollst deinen Lohn erhalten, wenn die Zeit kommen wird, daß ich wieder werde reden können.“ Zugleich eilte er zornig aus ihrem Gemache. Die Frau aber fürchtete für sich selbst, schlug sich ins Gesicht, zerriß ihre Kleider, und zerraufte ihr Haar, und begab sich in diesem Zustande zum Könige. „Wer ist mit dir so umgegangen?“ fragte dieser sie grimmig — „Das ist dein Sohn gewesen,“ erwiederte sie, „von welchem dein Hofstaat sagt, daß er stumm sei. Dieser hat mir nämlich Anträge gemacht, vor denen ich schauderte. Vor Grimm, daß ich seinen Wünschen nicht Genüge leisten wollte, hat er mich so behandelt, wie du hier siehest.“ Im Zorne befahl der König sogleich, ihn zu tödten.

Als das seine sieben Wesyre hörten, berathschlagten sie sich, und sprachen: „Wie kann der König seinen Sohn auf die bloße Anklage einer seiner Frauen tödten lassen, da ihm diese Handlung die größte Reue verursachen wird. Hier gilts, irgend etwas auszufinden, um den Prinzen zu retten.“ — „Für den heutigen Tag nehme ich es auf mich, ihn zu retten,“ sagte einer unter ihnen, ich will durch irgend ein Mittel ihn nöthigen, seinen Tod zu verschieben.“ —

„Thue das," erwiederten die andern, „und jeder von uns wird dasselbe die folgenden Tage über versuchen, bis es Gott gefallen wird, den Prinzen zu retten." Da trat den ersten Tag ein Wesyr zum Könige, und bat ihn um die Erlaubniß, ihm einen Vortrag halten zu dürfen. Der König erlaubte es ihm, und der Wesyr sprach: „Wenn du tausend Kinder hättest, so würde es mich nicht wundern, daß es dir ein leichtes ist, einen wegen der bloßen Beschuldigung einer Frau, zu tödten, ohne zu untersuchen, ob sie gelogen hat. Du hast aber nur ein Kind, und es ist möglich, daß sie dir Unwahrheit gesagt hat. Ueberhaupt sind von den Frauen so viele listige Streiche bekannt, woraus man ihre Gewandtheit sehr gut abnehmen kann. Erlaube mir, daß ich dir ein Beispiel erzähle.

Geschichte des Königs, des Wesyrs und dessen Frau.

Ein König, der große Macht besaß, aber der Liebe zu den Frauen sehr ergeben war, sah einst auf dem Dache eines Hauses ein Mädchen von besonderer Schönheit, und beschloß, ihr seine Liebe zu entdecken. Er erkundigte sich daher, wer sie wäre? und als man ihm berichtete, sie wäre bereits verheirathet, und zwar an seinen Wesyr, so benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, diesen auf unbestimmte Zeit in eine entfernte Gegend seines Reichs zu schicken. Kaum war dieser abgereist, als der König sich Zutritt bei seiner Frau zu verschaffen wußte. Sie erkannte den König sogleich, warf sich ihm zu Füßen, und fragte: „Welch einem Umstande verdanke ich einen gnädigen Be-

such?" Jener erwiederte ganz unbefangen: „Der Stärke meiner Liebe zu dir, und der Sehnsucht, dich zu sehen." Sie warf sich ihm hierauf zum zweitenmale zu Füßen, und sprach: „Ich fühle, daß ich nicht werth bin, eine Sklavinn der geringsten deiner Dienerinnen zu sein. Es ist daher ein außerordentliches Glück, daß du mich in diesem Maaße eines Blicks gewürdigt hast." Der König wollte sie wegen dieser freundlichen Antwort küssen; sie aber antwortete: Unterlaß dieses noch; wir haben Zeit, es entgeht uns nicht. Ich bitte nur den König, mir, seiner Sklavinn, die Gnade zu erweisen, diesen Tag bei mir zu bleiben, um ihn bewirthen zu dürfen." Der König setzte sich hierauf, und sie überreichte ihm unterdessen ein Buch, worin Warnungen, Vorschriften der Weisheit, und Anempfehlungen der Sittlichkeit enthalten waren. Während der König diese Lehren las, welche ihn von seinem Vorhaben abbrachten, bereitete die Frau Speisen zu, und ließ nach einer Weile dieselben in neunzig Schüsseln auftragen. Der König aß von jeder Schüssel etwas, und so verschiedenartig auch das Ansehn der Speisen war, so bemerkte er doch mit Erstaunen, daß sie alle denselben Geschmack hatten. Als er der Frau darüber sein Befremden bezeigte, erwiederte sie: „Ich habe dir hiedurch nur ein kleines Gleichniß dastellen wollen. Die neunzig Schüsseln bedeuten die neunzig Mädchen, die du in deinem Schlosse hast. Dem Ansehn nach sind sie verschieden, aber ihre Küsse sind sich alle gleich." Da schämte sich der König, ließ von seinem Vorhaben ab, und ging in sein Schloß. Er hatte indeß seinen Siegelring bei ihr vergessen, und als er es bemerkte, trug er Bedenken, ihr denselben abzufordern. Während der Zeit kehrte ihr Mann zurück, und als er sich auf das Sofa setzte, fand er einen Ring unter dem Kissen, den er sogleich für den Ring des Königs erkannte. Er schöpfte folglich Verdacht auf seine Frau, und

hielt sich deshalb ein ganzes Jahr lang von ihr entfernt, bis sie sich darüber bei ihrem Vater beschwerte.

Neunhundert ein und achtzigste Nacht.

Dieser begab sich deshalb zum Könige, und verklagte den Wesyr, der eben gegenwärtig war.

„Ich hatte," sprach er zum Könige, „einen schönen Garten, den ich gepflanzt und mit eigener Hand gepflegt hatte. Einen großen Theil meines Vermögens hatte ich darauf verwendet, bis er Früchte tragen konnte. In diesem Zustande schenkte ich ihn deinem Wesyr. Dieser hat davon genossen; nun aber hat er ihn überdrüssig, und sein Glanz vergeht." Da erwiederte der Wesyr: „Er hat ganz Recht, o König; ich habe dieses Geschenk auch stets hochgehalten; allein eines Tages betrat ich den Garten, und fand darin die Spuren eines Löwen. Von dieser Zeit an habe ich mir den Besuch des Gartens untersagt." Der König, der sehr wohl verstand, was der Wesyr damit meinte, sprach zu diesem: „Sei unbesorgt, kehre in deinen Garten zurück, und wenn der Löwe auch ihn betreten hat, so hat er ihn doch unverletzt wieder verlassen." Der Wesyr gehorchte, ließ sich den Vorfall daheim von seiner Frau erzählen, und lebte von neuem glücklich mit seiner Familie.*)

Neunhundert zwei und achtzigste Nacht.

„Ich habe dir dieses erzählt," fuhr der Wesyr nach Beendigung dieser Geschichte fort, „um dir zu zeigen, wie weit die List der Weiber gehen kann, und wie groß die Reue ist, wenn man ihren Versicherungen je Gehör gegeben hat." Der König wurde nun abgeneigt, seinen Sohn tödten zu

*) Hier folgt in der Tunesischen Handschrift die Geschichte von dem Ehemanne und dem Papagei, die wir hier auslassen, da sie bereits im ersten Bande (Seite 108) mitgetheilt worden ist.

lassen. So wie indeß die Nacht begann, kam die Frau zum Könige, und sprach: „O Herr, wie kann es dir so gleichgültig sein, mich beleidigt zu sehen, und was wird die Welt sagen, wenn sie erfährt, daß du einen Befehl gegeben hast, und daß dein Wesyr dich davon abwenden konnte. Ich bitte, verschaffe mir Gerechtigkeit gegen deinen Sohn, und habe zugleich die Güte, folgende Geschichte von mir anzuhören. —

Geschichte des Walkers und seines Sohnes.

Ein Walker mußte wegen seiner Geschäfte sich alle Tage an das Ufer des Flusses begeben, um Tuche oder Zeuge zu walken oder auszuwaschen. Sein Sohn, der ihn jedesmal zu begleiten pflegte, belustigte sich immer in dem Flusse mit Schwimmen. Eines Tages, als er untertauchte, wurde er matt, und sank. Sein Vater, der dies bemerkte, fürchtete, er möchte ertrinken, und eilte ihm zu Hülfe. Der Sohn hielt in seiner Angst sich fest an den Vater an, zog ihn mit sich hinab, und beide ertranken. — „So auch du, o König," fuhr sie fort, „wenn du nicht an deinem Sohne Rache nimmst wegen der mir angethanen Schmach, so fürchte ich, daß du mit ihm zu Grunde gehest, indem er von neuem Ränke gegen dich schmiedet. Ich kann dir noch eine Geschichte erzählen.

Geschichte des Bösewichts und der tugendhaften Frau.

Ein schändlicher Mensch liebte eine sehr schöne Frau, welche eben so tugendhaft und enthaltsam als ich war. Sie

hatte einen Mann, den sie sehr liebte, und widersetzte sich jedem Angriff, den jener auf ihre Tugend machen wollte.

Neunhundert und drei und achtzigste Nacht.

Um zu seinen Zwecken zu gelangen, suchte sich der Liebhaber der Frau die Freundschaft eines Knaben zu erwerben, den ihr Mann zu sich genommen hatte. Er machte sich diesen so zum Freunde, daß er von ihm alles erlangen konnte, was er wollte. Eines Tages fragte er ihn: „Willst du mir wohl den Eintritt zu den Zimmern der Frau deines Herrn verstatten, wenn sie ausgegangen sein wird?“ Der Knabe versprach es ihm, und führte ihn auch wirklich eines Tages in ihr Zimmer. Hier betrug er sich so, daß ihr Mann bei seinem Eintritt vermuthen mußte, ein Fremder sei gegenwärtig gewesen. Als der Mann endlich wieder kam, und seine Frau nicht fand, und die Unordnung im Zimmer bemerkte, fragte er den Knaben, wo seine Frau wäre? — „Sie ist im Bade,“ antwortete dieser. Während der Zeit ihrer Abwesenheit dachte er noch mehr darüber nach, und seine Eifersucht vermehrte sich so, daß er, als sie eintrat, auf sie los stürzte, um sie zu tödten. Auf ihr Geschrei eilten die Nachbarn herbei, und fragten ihn um die Ursache seines Benehmens. Nachdem er ihnen alles erzählt hatte, gelang es dem Knaben, ihm seinen ungegründeten Verdacht zu benehmen. Hier siehst du ein neues Beispiel von der List und Schändlichkeit der Männer.“ Diese Geschichte bewog den König, aufs neue Befehl zur Hinrichtung seines Sohnes zu geben.

Neunhundert und vier und achtzigste Nacht.

Am andern Tage begab sich der zweite Wesyr zum Könige, bat um Gnade für seinen Sohn, und warf sich zu den Füßen des Königs: „Steh auf,“ sprach dieser, „nur

vor Gott darfst du dich auf dein Angesicht werfen." Hier stand der Wesyr auf, und bat ihn, die Geschichte des Kaufmanns und der alten Frau anzuhören. „Was ist das für eine Geschichte?" sagte der König, und der Wesyr hob folgendermaßen an:

Geschichte des Kaufmanns und der alten Frau.

Ein Kaufmann, der sehr oft Reisen zu machen hatte, begab sich einst in eine Stadt, und während er in selbiger die Straßen und Plätze besuchte, begegnete ihm eine alte Frau, die ihm zwei Brote anbot, welche sehr schön aussahen, und künstlich gestaltet waren. Da er sie sehr wohlfeil fand, so kaufte er sie, nahm sie mit sich nach Hause, und aß sie. Am andern Tage begab er sich an denselben Ort, und fand die nämliche Frau mit ähnlichen zwei Broten, und kaufte sie wieder. Dies geschah fünf und zwanzig Tage hinter einander fort, nach welchen er die Frau nicht mehr antraf. Nach einer langen Zeit fand er sie auf einem andern Platze der Stadt. Er fragte sie sogleich, woher es komme, daß er sie nicht mehr angetroffen habe, und erkundigte sich nach den Broten. Sie wollte ihm darauf nicht antworten. Da bat er sie, und drang so lange in sie, bis sie ihm endlich sagte: „Mein Herr, Gott möge dich gesund erhalten! Ich diente dazumal einem Menschen, der ein Geschwür auf dem Rücken hatte. Da befahl denn der Arzt, einen Brei von Mehl zu machen, etwas Fett hinein zu mischen, und dieses auf der bösen Stelle des Mannes die Nacht über liegen zu lassen. Am Morgen nahmen wir es dann ab, und machten ein neues Pflaster. Ich nahm es dann jedesmal, knetete es, gestaltete es in Kuchenform, buk es, und verkaufte es

bald dir, bald einem andern. Nun aber ist der arme Mann gestorben, und ich kann dir leider keine Brote mehr anbieten." Da sprach der Kaufmann: „Wir gehören Gott an, und müssen einst zu ihm zurückkehren." Auch fügte er folgenden Spruch aus dem erhabenen Koran hinzu: „Was dir Gutes begegnet, das hat dir Gott gesandt; was dir aber Böses widerfährt, hast du dir selbst zugezogen." Hierauf fing er an auszuspucken, wurde krank, und bereute zu spät seine Genäschigkeit. „Ich kann dir noch eine andre Geschichte erzählen," fügte der Wesyr hinzu; „es ist nämlich die Geschichte des Schwertträgers und des jungen Mädchens."

Der Schwertträger und das junge Mädchen.

Der Schwertträger eines Königs liebte eine Frau aus dem Volke. Das einemal schickte ihr Geliebter einen Knaben zu ihr, durch welchen er ihr irgend etwas anzeigen ließ. Als dieser seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ließ sie ihn setzen, unterhielt sich mit ihm eine Zeit lang und erklärte ihm, daß sie ihn weit mehr liebe, als ihren Geliebten, der ihn geschickt habe.

Neunhundert fünf und achtzigste Nacht.

Während sie in der besten Unterredung waren, kam der Herr des Knaben an, klopfte an die Thüre, und sie verbarg den Knaben unter einem Korbe. Kaum hatte der Neuangekommene sich gesetzt, und sich mit der Frau unterhalten, als sich auch ihr Mann an der Thüre einfand, und durch Klopfen eingelassen zu werden verlangte. „Was ist zu thun?" fragte der Fremde erschrocken. — „Das Beste, was du kannst," erwiederte sie, „ist, daß du dich gegen mich grimmig anstellst, mich bedrohst, und mich schiltst; sobald aber

mein Mann eingetreten ist, so verlasse diesen Ort ganz unbesorgt.“ So that er denn nun, und als ihr Mann hereintrat, und einen Waffenträger des Königs mit gezogenem Schwerte erblickte, war er erstaunt, und fragte seine Frau um die Ursache. Der Schwertträger aber steckte sein Schwert in die Scheide, und ging davon.

„Ich war, lieber Mann,“ sagte nun die Frau, „mit Waschen beschäftigt, als ein Knabe zu mir hereintrat, und bei mir Schutz gegen einen Ungerechten suchte, der ihn mit gezogenem Schwerte verfolgte, und ihn tödten wolle. Da habe ich ihn denn unter jenen Korb versteckt, und dieser Mann verfolgte ihn sodann bis hieher, und bedrohte mich wie du gesehen hast, weil ich es leugnete, daß der Knabe bei mir sei. Gott sei Dank, daß du endlich gekommen bist, sonst wäre ich verloren gewesen.“ Er ging hierauf zu dem Korbe, und sagte zu dem Knaben: „Du hast nichts mehr zu befürchten. Gehe in Frieden.“ Der Mann merkte auf diese Weise nicht, daß er von seiner Frau doppelt betrogen worden war.

„Hier hast du ein neues Beispiel von der List der Frauen,“ fügte der Wesyr hinzu, und dies bewog den König, den Tod seines Sohnes aufzuschieben.

Bei Anbruch der dritten Nacht begab sich die Frau wieder zum Könige, verlangte Gerechtigkeit gegen seinen Sohn, und erzählte folgende Geschichte, um ihm zu beweisen, daß er seinen Wesyren nicht trauen dürfe:

Der Königssohn und der Wesyr.

Ein König hatte einen Sohn, den er sehr liebte, und seinen übrigen Kindern weit vorzog. Dieser äußerte einst gegen seinen Vater den Wunsch, auf die Jagd zu gehen.

Nachdem der König die dazu nöthigen Befehle ertheilt hatte, trug er seinem Wesyr auf, seinen Sohn zu begleiten und für alle seine Bedürfnisse Sorge zu tragen. Mit allem Nöthigen versehen, gelangten sie endlich an einen zur Jagd sehr günstigen Ort, in welchem sehr viel Wild war. Der Sohn des Königs ging voran, ließ die Falken und Jagdhunde los, und sie machten großen Fang von aller Art. Als sie bereits auf die Rückkehr bedacht waren, traf der Prinz auf eine sehr schöne Gazelle, die sich von ihren Gefährten entfernt zu haben schien. Die Lust, sie zu fangen, bemächtigte sich seiner, und er sagte zu dem Wesyr, daß er sie verfolgen wolle. Er eilte ihr auch wirklich sogleich nach, und entfernte sich durch die Verfolgung derselben immer mehr von dem Wesyr.

Schon begann es Abend zu werden, als die Gazelle sich in eine Bergschlucht rettete; und dahin wollte sie der Prinz nicht weiter verfolgen. Er wollte jetzt zurück; allein es war schon dunkel, und er konnte den Weg dahin nicht finden. Um sich nicht noch weiter zu verirren, beschloß er, auf derselben Stelle den Morgen zu erwarten; allein am Morgen war er nicht glücklicher. Er irrte überall umher, ohne den Weg finden zu können. Endlich sah er von ferne eine Stadt, und eilte auf sie zu; allein bei seiner Hinkunft fand er sie ganz wüste und zerstört. Ihre Ruinen setzten ihn in Erstaunen. Plötzlich sah er unter einer Mauer ein schönes Mädchen sitzen, welche weinte und wehklagte. Er näherte sich ihr, und fragte, wer sie wäre, und wer sie hierher gebracht habe. Da antwortete sie ihm: „Ich heiße Namyme,*) Tochter des Netach,**) des Königs des grauen Landes. Ich war bei Nacht aus meines Vaters Hause gegangen, als ein Geist auf mich los stürzte, der mich durch

*) Truglieb. **) Stößer.

die Lüfte fort trug. Hier bin ich nun schon seit drei Tagen dem Hunger und dem Durste ausgesetzt. Als ich dich indeß sah, gewann ich wieder Hoffnung zum Leben." Diese Rede rührte den Prinzen, und von Mitleid durchdrungen, ließ er sie hinter sich auf sein Pferd setzen. „Wenn mir Gott aus dieser wüsten Einöde hilft," sagte er zu ihr, „so verspreche ich, dich zu deiner Familie zurückzuführen." Hierauf betete er, und empfahl sich Gott. Während er seinen Weg weiter fortsetzte, kam er an einem Gesträuch vorbei, hinter welchem eine Mauer war. „Hier," sprach das Mädchen zum Prinzen, „habe ich etwas zu verrichten. Warte ein wenig auf mich." Der Prinz hielt sein Pferd an; sie stieg ab, und trat hinter die Mauer. Allein bald darauf kam sie wieder hervor, und zwar in der Gestalt einer Flamme. Der Prinz war äußerst darüber erschrocken, und wußte nicht, was er thun sollte. Sie aber nahm schnell ihren vorigen Platz hinter ihm ein, und sprach: „Mein Prinz, warum bist du so bekümmert, und warum ist deine Gesichtsfarbe so verändert?" — „Ach," sagte er, „irgend eine Angelegenheit macht mir Kummer." — „Nun wohl, dein Vater ist König," erwiederte sie, „bediene dich seiner Reichthümer, benutze seine Schätze." — „Was mich bekümmert," sagte der Prinz, „kann nicht durch Schätze abgewandt, auch nicht durch Kriegsheere vermieden werden." — „Ihr Leute sagt ja," sprach sie, „daß ihr einen Himmel und einen Gott habet, der alles sieht, ohne gesehen zu werden, der allgegenwärtig, allmächtig, allwissend ist, und über den keine Macht geht. Rufe diesen zu Hülfe gegen das, was dich betrübt." — „Sehr wohl," sagte er, „nur an ihn kann ich mich wenden." Zugleich richtete er seinen Blick zum Himmel, schüttete sein Herz in einem frommen Gebet vor Gott aus, und sprach: „O mein Gott, zu dir nehme ich meine Zuflucht in der Angelegenheit, die mich jetzt be-

kümmert,“ und indem er dieses sagte, zeigte er auf sie. In demselben Augenblicke fiel sie, immer noch als Flamme, zur Erde, und wurde eine ausgebrannte schwarze Kohle. Da lobte und dankte er Gott wegen seiner Rettung. Seinen Weg weiter fortsetzend, gelangte er endlich in sein Land und zu seinem Vater.

„Du mußt aber wissen, o König,“ fügte die Frau hinzu, „daß dieses alles auf Veranstaltung des Wesyrs geschehen war, welcher die Absicht hatte, den Sohn des Königs umkommen zu lassen. Du siehst also, o König, daß den Wesyren nicht immer zu trauen ist.“ Der König beschloß hierauf, keinem seiner Wesyre mehr Gehör zu geben.

Neunhundert und sechs und achtzigste Nacht.

Am folgenden Tage begab sich der vierte Wesyr zum Könige, machte ihm Vorstellungen wegen seines Sohnes, bat ihn, nicht den einzigen Thronerben auf eine leichte Anklage zu tödten, und erzählte ihm folgende Geschichte.

Geschichte des Jägers.

Ein Jäger verfolgte einst Wild in einer gebirgigen Gegend. Da stieß er plötzlich auf eine Höhle, in die er sofort eintrat. Zu seinem Erstaunen erblickte er in derselben eine Grube, die voll Honig war. Er eilte, seinen Schlauch damit zu füllen, und brachte ihn in die Stadt, um ihn zu verkaufen. Sein Jagdhund, der ihm sehr werth war, war mit ihm. Er trat zu einem Krämer ein, und bot ihm den Honig an. Als sie über den Preis verhandelten, öffnete jener den Schlauch, um den Honig zu kosten. Da fielen einige Tropfen auf die Erde, auf welche sich sogleich Fliegen setzten, welche die Katze des Krämers eiligst wegzu-

fangen suchte. In demselben Augenblicke stürzte sich der Hund des Jägers auf die Katze, und erbiß sie. Darüber ergrimmt, ergriff der Krämer einen Stock, und schlug den Hund todt. Der Jäger, dem sein Hund theurer als alles war, warf sich auf den Krämer; dieser vertheidigte sich, und so entstand zwischen beiden ein Streit, der sich sehr in die Länge zog. Die Freunde des Jägers, der aus einem Dorfe, nahe bei der Stadt her war, benachrichtigten die Dorfbewohner davon, und der Krämer, der ebenfalls aus einem Dorfe, nahe bei der Stadt her war, ließ desgleichen die Freunde in seinem Dorfe davon benachrichtigen. Die Bewohner beider Dörfer eilten ihren Freunden zu Hülfe und so entstand ein mörderisches Gefecht, welches sich mit dem Tode vieler Leute endigte; und das alles wegen eines Tropfen Honigs, dieses alles ist eine Folge der List der Weiber. Daher beeile dich nicht, deinen Sohn zu tödten; es könnte dich sonst zu spät reuen.*) Auch kann ich dir noch ein andres Beispiel von der List der Frauen erzählen.

Geschichte
der Frau und des Krämers.

Ein Mann gab einst seiner Frau Geld, um Reis zu kaufen. Sie nahm es, ging zum Krämer, gab es ihm, und sprach: „Gieb mir für dieses Geld Reis.“ Da die Frau sehr schön war, so fing der Krämer an, ihr Schmeicheleien zu sagen, und sie zu liebkosen. Endlich sprach er zu ihr: „Der Reis taugt nicht, ohne Zucker.“ — „Nun wohl, so gieb mir Zucker und Reis,“ sagte sie. Während

*) Wo in dieser Geschichte die Weiberlist zu finden sein soll, vermag der Uebersetzer nicht zu ergründen.

er sie nun so in den Laden lockte, um ihr Zucker zu geben, sagte er einem seiner Leute, er solle in das Tuch der Frau, statt Reis, Steine und Sand hinein thun. Er bezweckte nämlich dadurch, die Frau zur Wiederkehr zu nöthigen. Diese nahm ihr Tuch, und ging fort, in dem Glauben, sie trüge in demselben Reis und Zucker. Als sie nach Hause kam, übergab sie das Tuch dem Manne, und ging unterdessen, um einen Topf zu holen. Während dieser Zeit öffnete der Mann das Tuch, und fand darin Steine und Sand. Sobald sie wiederkam, fragte sie ihr Mann: „Was fällt dir denn ein, daß du Steine und Sand bringst?" Als die Frau den Sand sah, merkte sie wohl, daß der Krämer sie angeführt hätte. Sie sagte zu ihrem Manne: „Ich bin so in Gedanken gewesen; ich wollte das Sieb hineinholen, und habe den Topf gebracht. Ich muß dir nämlich nur sagen, lieber Mann, daß, als ich auf dem Markte war, mir das Geld aus der Hand in den Sand fiel. Ich schämte mich, vor den Leuten den Sand zu durchwühlen; und da habe ich den ganzen Sand in mein Tuch eingescharrt, und wollte dich bitten, den Sand durchzusieben. Der Mann ging also, holte ein Sieb, und siebte den ganzen Sand durch, ohne ein Stück Geld zu finden. Seinen Bart hatte er dabei ganz eingestaubt, und war doch weit entfernt, zu glauben, daß das eine List seiner Frau war.

„Hüte dich also, o König, deinen Sohn übereilt zu tödten."

In der vierten Nacht kam die Frau wieder zum Könige, bat wiederholt um Gerechtigkeit, und bekräftigte ihre Bitte durch folgende Geschichte:

Der Königssohn und der Wesyr.

Einer der ältesten Könige hatte einen einzigen Sohn, den er mit der Tochter eines andern Königs verheirathete. Sie war sehr schön, und einer ihrer Vettern, der sie schon längst liebte, hatte mehreremal vergebens bei ihrem Vater um sie angehalten. Es schmerzte ihn daher sehr, seine Geliebte an jenen Prinzen verheirathet zu sehen. Seine Verzweiflung trieb ihn so weit, daß er sich an den Wesyr seines Vaters wandte, ihm seine Pein entdeckte, und ihn bat, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um entweder jenen ganz zu verderben, oder zu verhindern, daß er nicht geliebt würde; so sehr quälte ihn sein Gram. Er begleitete diese Bitte mit vielen kostbaren Geschenken, und der Wesyr willigte endlich ein, und versprach, ihm beizustehen.

Neunhundert und sieben und achtzigste Nacht.

Um jene Zeit ließ der Vater der Prinzessinn den Sohn des Königs abholen, um die Hochzeit zu feiern. Er sollte sodann mit ihr in das Land seines Vaters zurückkehren. Der König ließ seinen Sohn abreisen, und gab ihm seinen Wesyr nebst bedeutenden Geschenken, Geldern und Kostbarkeiten mit. Als sie unterweges waren, erinnerte sich der Wesyr, daß unfern von der Straße eine Quelle sich befinde, welche unter dem Namen Sachra*) bekannt sei. Wenige Leute kannten sie. Ihre Eigenschaften indeß waren sehr sonderbar. Wenn nämlich ein Mann aus ihr trank, so wurde er alsbald zu einem Weibe. In der Nähe dieser Quelle ließ er seine Begleiter Halt machen. Er selbst aber bestieg sein schönstes Roß, und sprach zum Sohne des Königs:

*) Die glänzende.

„Reise mit mir; wir wollen uns in diesem Thale umsehen.“ Sie entfernten sich hierauf von den Begleitern, und der Prinz, weit entfernt, zu ahnen, was der Wesyr mit ihm vorhatte, entfernte sich immer weiter mit ihm, bis er Durst bekam. Da sagte er es dem Wesyr, und dieser sprach: „So steige ab, und trinke von dieser Quelle!“ bei welcher sie sich gerade sehr nahe befanden. Da ihn der Durst sehr ermüdet hatte, stieg er sogleich ab, und trank in großen Zügen. — Aber — siehe! da wurde er plötzlich in eine Frau verwandelt. Als der Prinz es merkte, weinte er, und fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Da näherte sich ihm der Wesyr, und fragte ihn: was ihm widerfahren wäre, und warum er weinte? Nachdem ihm der Prinz von der Ursache seines Schmerzes benachrichtigt hatte, sprach der Wesyr: „Gott behüte dich vor diesem Unglücke. Das ist ein grausames Geschick; so nahe an dem Besitz einer so schönen Prinzessinn zu sein, als die ist, zu der wir uns jetzt begeben, um sie zu heirathen, und nun plötzlich in diesen Zustand versetzt zu sein! Was ist zu thun? Was willst du mir befehlen?“ Da sprach der Prinz: „Kehre zu meinem Vater zurück, und benachrichtige ihn von meinem Unfall. Ich will diesen Ort nicht eher verlassen, als bis mich Gott von meinem Mißgeschick befreit haben wird; lieber wollte ich hier sterben.“ Er gab zugleich dem Wesyr einen Brief an seinen Vater mit, und der Wesyr entfernte sich nun voll Freude, seinen Zweck erreicht zu haben. Als der Wesyr nach Hause gekommen war, und den König von dem Unglück seines Sohnes benachrichtigt hatte, wurde der König sehr bestürzt, und schickte sogleich eine Aufforderung an alle Aerzte und Weisen, irgend ein Mittel aufzufinden, wodurch seinem Sohne seine vorige Gestalt wiedergegeben werden könne. Leider aber fand sich niemand, der es unternehmen wollte und konnte. Das war ein großer Schmerz für den

König. Der Wesyr schickte seinerseits zum Vetter der Prinzessinn, um ihn von dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zu benachrichtigen, daß er ihn nämlich hätte aus der Quelle trinken lassen. Dieser freute sich, schöpfte nun Hoffnung, seine Nichte noch zu besitzen, und bezeigte dem Wesyr seinen Dank.

Was unterdeß den Sohn des Königs anbetrifft, so hatte er drei Tage an der Quelle verweilt, ohne zu essen und zu trinken, und sein Pferd weidete das Gras umher ab. Am vierten Tage aber traf ein Reiter auf einem gelben Pferde bei ihm ein. „Wer bist du? und wer hat dich hierher gebracht?" war die erste Frage desselben. Der Prinz beantwortete sie ihm, und fügte hinzu, daß er auf dem Wege wäre, seine Braut abzuholen, daß ihn aber sein Wesyr von dieser Quelle habe trinken lassen, und daß ihm darauf dieses Unglück widerfahren wäre. Der fremde Ritter empfand inniges Mitleid mit seinem Zustande. „Mit Willen," sagte er darauf zu ihm, „hat dich der Wesyr deines Vaters in dieses Unglück gestürzt; denn unter Tausenden weiß kaum einer um diese Quelle. Doch fasse Muth, und komme mit mir." Sie entfernten sich nun, und der Ritter sagte zum Prinzen: „Du bist diese Nacht mein Gast." — „Habe die Güte, mir zu sagen, wer du bist?" fragte der Prinz. — „Ich bin," erwiederte jener, „der Sohn eines Königs der Geister; beruhige dein Herz, und verscheuche deinen Kummer; denn von mir sollst du deine Rettung erhalten." Als sie noch ein Stück geritten waren, fragte er ihn: „Prinz, wie viel Weg, glaubst du wohl, daß wir zurückgelegt haben?" — „Eine Tagereise ungefähr," war seine Antwort. — „Der schnellste Reiter," erwiederte jener, „würde diesen Weg in dem Zeitraum eines Jahres bei Tag und bei Nacht nicht zurückgelegt haben." — „Ach, wie werde ich zu meiner Familie zurückkommen!" sagte hierauf

der Prinz. — „Das ist nicht deine Sorge,“ antwortete der andere, „sondern, sobald du wieder hergestellt bist, sollst du in kurzer Frist wieder bei den Deinigen anlangen.“ Dieses erfreute und beruhigte den Prinzen. Er dankte ihm dafür, und sie setzten ihre Reise fort bis zum Morgen, wo sie sich auf einem schönen Erdstriche, der dem Paradiese glich, befanden. Hier stiegen sie ab, und der Sohn des Königs der Geister nahm den Prinzen bei der Hand, und führte ihn in ein prächtiges Schloß. Hier sah er sich von Prunk und Glanz umgeben, woraus er abnahm, wie groß die Macht jenes Königes sein müsse. Den ganzen Tag brachten sie mit Essen, Trinken und Scherzen zu, bis die Nacht anbrach. Nun bestiegen sie wieder ihre Rosse, eilten schnell vorwärts, und am Morgen kamen sie in einer schauerlichen Gegend an. Alles, was sie da erblickten, war schwarz; Erde und Steine hatten die Farbe der Trauer; es schien die Vorhalle der Hölle zu sein. „Wie heißt dies Land?“ fragte der Prinz zurückbebend. — „Es ist,“ sagte jener ganz kaltblütig, „unter dem Namen des schwarzen oder des Unglücks-Landes bekannt. Sein Beherrscher ist ein Geist, und heißt Dsoulganohein.*) Niemand darf sein Land ohne seine Erlaubniß betreten. Bleibe also hier, und warte, bis ich für dich ausgewirkt habe. Der Prinz blieb an diesem Orte, wo der Sohn des Königs der Geister ihn nach einer kurzen Weile abholte, und ihn zu einer Quelle führte, die aus einem schwarzen Felsen hervor floß. „Von dieser Quelle trinke,“ sagte jetzt der Sohn des Geister-Königs zu ihm. Dieses that er denn auch, und zur Stelle wurde er mit der Erlaubniß Gottes, des Erhabenen, wieder zum Manne. Da freute sich der Prinz außerordentlich, dankte dem Ritter, warf sich ihm zu Füßen, und küßte seine Hand. „O mein

*) Der Geflügelte.

Herr," sagte er dann zu ihm, „wie heißt diese Segensquelle?" — „Sie heißt die Quelle der Frauen," erwiederte dieser, „und jede Frau, die davon trinkt, wird zum Manne. Preise du Gott, und danke ihm, daß du von deinem Unglück befreit bist."

Neunhundert acht und achtzigste Nacht.

Nach einem innigem Dankgebete des Prinzen begaben sie sich auf den Rückweg. „Und wie viel glaubst du, daß du nun von deiner Familie entfernt bist? Zehn Jahre würde der schnellste Reiter brauchen, um den Weg, den wir gemacht haben, zurückzulegen. Aber Gott ist dir sehr gnädig gewesen, und meiner Bekanntschaft hast du es zu danken, daß wir diese Zeit nicht brauchen." Sie setzten darauf ihren Weg immer weiter fort, und am Ende des Tages gelangten sie an ein schönes grünes Land, welches dem Sohne des Königs der Geister gehörte. Hier brachten sie abermals die Nacht mit Essen, Trinken, Scherz und Frohsinn zu. Am Morgen fragte ihn sein Retter: „Willst du heute schon wieder zu deiner Familie zurück?" Da der Prinz erklärte, daß ihm dieß viele Freude machen würde, so befahl jener einem Sklaven, den Prinzen auf seine Schultern zu nehmen, und ihn am andern Morgen in das Schloß seines Schwiegervaters und seiner Braut zu tragen. Als ungefähr der dritte Theil der Nacht verflossen war, kam der Sklave, um den erhaltenen Befehl auszuführen. Der Prinz näherte sich nun seinem Retter, umarmte ihn, und dankte ihm nochmals; der Sklave aber trat näher, und sagte ihm, er möge sich die Augen verbinden, damit ihn nicht Furcht anwandle, herabzufallen. „Steige dann auf meinen Nacken," fügte der Sklave hinzu, „und fürchte übrigens nichts." Der Prinz that es, nachdem er sich

die Augen verbunden hatte. Sie entfernten sich nun, und als der Geist ihm sagte, er möge seine Binde wieder abnehmen, befand er sich auf dem Dache des Schlosses seines Schwiegervaters. In demselben Augenblicke verließ ihn auch sein Träger. Als der Prinz sich erholt hatte, brach eben der Morgen an, und er stieg hinab ins Schloß. So wie der König, sein Schwiegervater, ihn sahe und erkannte, umarmte er ihn, und freute sich über seine Ankunft, sagte aber auch: „Gewöhnlich kommen sonst die Leute auf der Erde; du aber scheinst mir vom Himmel gekommen zu sein. Das nimmt mich großes Wunder.“ — „Ja wohl,“ entgegnete der Prinz, „was mir begegnet ist, ist auch wunderbar.“ Und hierauf erzählte er alles, was ihm widerfahren war. Darüber war der König sehr erstaunt, und pries Gott wegen seiner wunderbaren Rettung; zugleich befahl er, die Festlichkeit der Hochzeit zu beschleunigen, welche sofort mit aller Pracht vollzogen wurde. Einen Monat hielt sich der Prinz bei seinem Schwiegervater auf; sodann begab er sich mit seiner Frau in die Residenz seines Vaters. Der Vetter der Fürstinn war vor Gram und Eifersucht außer sich. Der Vater aber kam seinem Sohne entgegen, und die größten Festlichkeiten wurden deshalb angeordnet.

Du siehst also,“ — „wie sehr du gegen deine Wesyre und deinen Sohn auf der Hut sein mußt.“ Hierauf beschloß der Konig, seinen Sohn tödten zu lassen.

Neunhundert neun und achtzigste Nacht.

Am folgenden Tage trat der vierte Wesyr herein, und bat um das Leben des Prinzen; und um seine Bitte zu bekräftigen, erzählte er folgende Geschichte.

Geschichte
von dem jungen Manne und einer Frau.

Ein junger Mann sah eine Frau von außerordentlicher Schönheit. Da er indeß bemerkte, daß die Frau nichts von ihm hören wollte, so wandte er sich an eine alte Frau, welcher er alles entdeckte, und die ihm sogleich versprach, seinen Wünschen behülflich zu sein. Eines Tages verreiste der Mann dieser schönen Frau, und diesen Zeitpunkt benutzte die Alte, um zu ihr zu gehen, und mit ihr Bekanntschaft anzuknüpfen. Sie hatte eine Hündinn an sich gewöhnt, und zwar dadurch, daß sie ihr oft etwas zu fressen gab. Diese Hündinn nahm sie jedesmal mit sich zu der schönen Frau. Eines Tages aber hatte diese Alte einen Teig bereitet, worein sie Fett und sehr viel Pfeffer gethan hatte, und gab diesen der Hündinn zu fressen. Hierauf ging sie zu der jungen Frau, wohin ihr die Hündinn, wie gewöhnlich, folgte. Da nun aber der viele Pfeffer seine Wirkung that, und ihr die Augen von Thränen überliefen, so fragte sie die Alte: woher es käme, daß die Hündinn ihr immer nachliefe, und daß sie immer weinte. „Ach," sagte die Alte, „es hat sich mit jener Hündinn etwas sehr sonderbares zugetragen. Sie war nämlich einst eine sehr schöne Frau, und ein Christ wurde in sie verliebt, und hielt um sie an. Sie verweigerte ihm aber ihre Hand, und da er alle Hoffnung verlor, sie zu besitzen, verwandelte er sie, wie du siehst, in eine Hündinn. Sie war meine vertraute Freundinn, daher liebe und pflege ich sie jetzt, und sie kann mich nicht sehen, ohne zu weinen, wodurch sie mir gleichsam ihren

Zustand klagt." — „Ach," sagte die junge Frau, „liebe Alte, ich kenne auch einen jungen Mann, der mich liebt; ich habe ihn aber nie anhören wollen; nun aber machst du mir vor ihm Furcht, daß er mich auch wohl bezaubern könnte." — „Da hast du ganz Recht," erwiederte die Alte, „es ist sehr möglich, daß er es thun könnte; ich rathe dir es als Freundinn, wenn dich jemand um deine Liebe bittet, sie ihm nicht abschlagen. Kennst du nicht das Sprüchwort: Der Vernünftige nimmt ein Beispiel an andern?" — „Wohl," sagte die junge Frau, „ich werde jetzt gleich Speise und Trank zurecht machen, und dich bitten, ihn zu holen." Da sich aber die Alte stellte, als wenn sie ihn nicht kenne, so mußte sie ihr vorher genau seine Wohnung beschreiben. Die Alte begab sich nunmehr auf den Weg, und suchte den Mann auf; allein er war nirgends zu finden. „Was?" sagte die Alte bei sich selbst, „ich sollte den heutigen Tag dieses Essen, dieses Trinken unbenutzt lassen? Ich sollte ihr niemanden bringen, daß er davon genieße? Nein, das soll nicht sein." Sie begab sich nunmehr auf den Markt, wo sie einen Mann sah, der von allen Leuten gegrüßt und mit Auszeichnung behandelt wurde. An diesen wandte sie sich, und sprach zu ihm: „Mein Herr, willst du diesen Abend bei einer schönen Frau zubringen, und von ihr köstlich bewirthet werden?" — „Und wo ist diese?" fragte er. — „Bei mir," erwiederte sie. — „Nun wohl, so gehe voran, ich werde dir folgen," sagte er darauf. Sie ging nun von einem Ort zum andern, er immer hinter ihr, bis sie endlich in das Viertheil der Stadt kam, wo der Mann selber wohnte. Als sie hier auch durch einige Straßen gegangen war, blieb sie endlich an seiner eigenen Hausthür stehen. Hier ließ ihn die Alte an der Thüre warten, während er gar nicht wußte, was er sich davon denken sollte.

Unterdeß sah die junge Frau, am Fenster stehend, ihren

Mann mit der Alten ankommen. „Leider,“ sagte die Alte zu ihr, „habe ich den, den du wünschest, nicht finden können; ich bringe dir aber einen andern, der weit schöner ist.“ — „Wehe dir,“ erwiederte die junge Frau, „das ist ja mein Mann, der eben von der Reise gekommen ist.“ — „So?“ sagte die Alte, „nun wohl, das hat gar nichts zu sagen; stelle du dich nur, als hättest du mich ausgeschickt, um ihn auf die Probe zu stellen, ob er auch die Treue hält, die er dir geschworen hat.“ Als nun der Mann eintrat, eilte ihm seine Frau mit einem Pantoffel entgegen, schlug ihn damit, und rief ihm zu: „Sehr schön, so hältst du mir also deine Treue? So muß ichs anstellen, um zu erfahren, wie du gegen mich gesinnt bist? Du führst ein schönes Leben, daß du dich so zu Frauen führen lässest!“ Sie fügte noch mehreres der Art hinzu, und hörte nicht auf, ihn zu schlagen, während er sich entschuldigte, und ihr schwur, daß er sie nie hintergangen, und weit entfernt sei, ihren Verdacht zu verdienen. Er that nun alles mögliche, um sie zu besänftigen, küßte ihre Hand, und brachte es endlich dahin, daß sie wieder freundlich wurde.

Siehe also, o König, wie weit die List der Weiber gehen kann.“

Diese Erzählung bewog auch wirklich den König, den Tod seines Sohnes aufzuschieben.

Als die fünfte Nacht anbrach, trat die Frau zum Könige herein, indem sie in ihrer Hand einen Becher mit Gift trug. „O König,“ sagte sie zu ihm, „wenn du mir nicht gegen deinen Sohn Gerechtigkeit verschaffst, so trinke ich dieses Gift, und dies Verbrechen wird dann an jenem Tage schwer auf dir lasten. Deine Wesyre dichten mir List und Kunstgriffe an; aber es giebt auf der Welt nichts listigeres, als die Männer. Dies will ich dir durch folgende Ge-

schichte, von dem in das Bildniß eines Mädchens verliebten Juwelier, beweisen.*)

Neunhundert und neunzigste Nacht.

Als die Frau die Geschichte des Juweliers vollendet hatte, sprach sie zum Könige: „Hier kannst du, o König, also deutlich die List der Männer sehen. Du würdest daher sehr Unrecht thun, wenn du ihnen trauen und ihren Worten glauben wolltest.

Inzwischen war der fünfte Tag heran gekommen, und der fünfte Wesyr nahte sich dem Könige, warf sich vor ihm auf die Erde und sprach: „O König, ich beschwöre dich, bei dem Todesurtheil gegen deinen Sohn dich nicht zu übereilen, denn Eile könnte eine lebenslängliche Reue zur Folge haben. Es könnte dir gehen, wie einem Manne, dessen Geschichte ich dir erzählen werde.

Neunhundert ein und neunzigste Nacht.

Geschichte eines Mannes, der aus Reue sein Lebelang nicht mehr gelacht hat.

Ein sehr angesehener und begüterter Mann hatte einen Sohn, den er sehr zeitig verlassen mußte; denn ein schneller

*) Dieses ist eben dieselbe Geschichte, welche in dem ersten Bande Seite 179 unter dem Titel: „Geschichte Mahmuds“ erzählt wird, nur mit dem Unterschiede, daß Mahmud in der Tunesischen Handschrift nicht Maler, sondern Juwelier ist; und daß er sich in Persien befindet, nicht aber nach Persien, sondern nach Indien, und zwar nach der Stadt Sanhag reiset. Diese Erzählung füllt in unserer Tunesischen Handschrift die 990ste und den Anfang der 991sten Nacht aus.

Tod nahm den Vater von der Welt. Er hinterließ seinem Sohne sehr viele Reichthümer, welche dieser aber, als er größer wurde, durch thörichte Ausgaben sehr verminderte, indem er nicht das Glück genossen hatte, von seinem Vater hierüber besondere Lehren empfangen zu können. Diese Verschwendung ging so weit, daß er große Summen und Geschenke von beträchtlichem Werth an seine Freunde austheilte, bis endlich das ganze Vermögen seines Vaters durchgebracht war. Dies brachte ihn indeß eben nicht auf den Weg der Besserung; vielmehr fing er nun an, seine Sklavinnen, so wie auch seine Aecker und Landhäuser zu verkaufen. Das dafür erhaltene Geld verschwendete er dann eben so thöricht auf Spiel und alle Arten von Lustbarkeiten. Endlich trieb er seine Thorheit so weit, daß er zuletzt seine Kleider verkaufte. Als auch dieses Mittel erschöpft war, und er nichts mehr hatte, und vom Hunger gequält wurde, während auch seine Freunde ihm nicht mehr beistehen wollten, beschloß er, sich für Lohn auf Tagearbeit zu vermiethen. So schwer ihm dies auch anfangs wurde, so gelang es ihm doch, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Schon hatte er ein Jahr lang sich auf diese Art erhalten, als er eines Tages, da er sich wie gewöhnlich an einen Ort gesetzt hatte, um abzuwarten, ob ihn jemand miethen würde, von einem sehr ehrwürdigen Greise angesprochen wurde. Da der Alte ihn sehr genau ansah, so fragte ihn der junge Mann: „Kennst du mich denn?" „Das wohl nicht," erwiederte der Alte, „aber ich bemerke an dir Spuren von Wohlstand, die mich befremden." Worauf ihm jener antwortete: „Gewohnheit läßt sich schwer vertilgen; aber sage mir nur kurz, ob du mich brauchen kannst?" — „Das könnte ich wohl," sagte der Greis, „wisse aber, daß wir eine Gesellschaft von zehn Greisen ausmachen, die in einem Hause wohnen. Wir haben niemanden, der unsre Ausgaben besorgte, und es wäre

mir sehr angenehm, wenn du die Verpflichtung über dich nehmen wolltest, für unsre Kleidung, Speise und Trank zu sorgen. Auf diese Art könnte dich Gott wieder in deinen vorigen Wohlstand versetzen." — „Das würde ich sehr gern übernehmen," erwiederte er. — „Nun wohl," erwiederte der Greis; „doch habe ich noch folgende Bedingung, nämlich die, daß du das tiefste Stillschweigen über alles beobachtest, was du bei uns sehen wirst, und daß du, wenn du uns weinen siehst, nie um die Ursache unsrer Betrübniß fragst." — „Diese Bedingung gehe ich ein, ehrwürdiger Vater." — „Nun gut," sagte jener, „schicke dich in Gottes Namen an." Der junge Mann stand nun auf und folgte dem Greise. Dieser führte ihn zuerst in ein Bad, überreichte ihm dann ein sehr schönes Gewand, und so bekleidet führte er ihn hierauf in sein Haus, welches ein sehr hohes und geräumiges Gebäude war, und Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten hatte. Nachdem er mit ihm durch mehrere Zimmer und Gemächer gegangen war, kamen sie in einen großen Saal, dessen Wände mit farbigem Marmor ausgetäfelt waren. Die Decke war himmelblau gemalt und der Fußboden mit den kostbarsten Teppichen belegt. In diesem Saale saßen zehn Greise, einer dem andern gegenüber. Sie waren mit Trauerkleidern angethan, weinten, und kehrten sich an nichts, was um sie her vorging. Der junge Mann war darüber erstaunt und eben im Begriff, seinen Gefährten darüber zu fragen, als er sich noch zu rechter Zeit an die Bedingung erinnerte und seine Neugier bezähmte. Sie gingen hierauf in ein anderes Gemach, und hier übergab ihm der Greis einen Kasten, in welchem sich dreißigtausend Goldstücke befanden, und sagte: „Mein Sohn, von diesem Golde hier bestreite unsre Ausgaben, bewahre aber wohl das Geheimniß, was ich dir anvertraut habe." Drei Jahre hatte der junge Mann sein Amt treu

verwaltet, als einer der Greise starb. Seine Gefährten nahmen ihn, wuschen ihn, wickelten ihn in ein Leichentuch und begruben ihn in einem Garten, der hinter dem Hause war. Nach Verlauf noch eines Jahres, in welchem der junge Mann seine Pflicht, wie gewöhnlich erfüllt hatte, starb ein anderer Greis, den sie eben so behandelten und neben dem ersten begruben. Es hörte jedoch der Tod nicht auf, einen nach dem andern hinwegzuraffen, bis nur noch derjenige übrig war, der den jungen Mann gemiethet hatte. Mehrere Jahre blieben sie nun in diesem Hause allein wohnen, bis auch dieser letzte Greis erkrankte. Darüber gerieth jener in die tiefste Betrübniß, leistete ihm beständig Gesellschaft und theilte seine Schmerzen und sein Leiden. Eines Tages sprach er zu dem Greise: „Mein Herr, zwölf Jahre habe ich euch bedient, nie habt ihr mich nachlässig gefunden, sondern alle meine Sorgfalt habe ich euch gewidmet.“ — „Das ist alles wahr,“ sagte der Greis. „Ist dir irgend etwas bekannt,“ fragte ihn hierauf jener, „worüber du mir Vorwürfe machen könntest?“ — „Nein.“ — „Nun wohl,“ fuhr jener fort, „ich kann also mit desto mehr Zutrauen die Bitte an dich richten, mir die Ursache deines Weinens und der Betrübniß deiner andern Freunde zu sagen.“ — „Mein Sohn,“ erwiederte jener, „das brauchst du nicht zu wissen. Verlange nicht von mir etwas, was ich nicht thun kann, denn ich habe ein Gelübde gethan, dieses niemandem zu sagen, damit er nicht in dieselbe Lage komme, in welche wir versetzt worden sind. Wenn du also von unserm harten Schicksale befreit bleiben willst, so hüte dich, jemals jene Thüre, (die er ihm mit der Hand zeigte,) zu öffnen. Kannst du aber deiner Neugierde nicht widerstehen und lässest du dich durch deinen Vorwitz hinreißen, sie zu öffnen, dann wirst du zwar die Ursache unsers Betragens erfahren, aber du wirst deinen Schritt tief und lebenslang be-

reuen." Die Krankheit des Greises nahm unterdeß täglich zu und endlich starb er. Da wusch ihn sein Pfleger, besorgte alles nöthige und begrub ihn neben seine Freunde.

Neunhundert zwei und neunzigste Nacht.

Er bewohnte nun ganz allein dieses große Haus und war im Besitz aller Reichthümer, die es enthielt. Dessen ungeachtet quälte ihn das Verbot, die Thüre zu öffnen, und er konnte nicht umhin, sich derselben zu nähern, um sie zu besehen. Er fand sie sehr klein, in einem dunkeln Winkel angebracht und ganz mit Spinnenweben überwebt, auch hatte sie vier Schlösser. Da betrachtete er sie noch einmal ganz genau, und wandte sich dann schnell um, der Warnung des Greises gedenkend. Ein ganzes Jahr lang hatte er nun so, obgleich mit vieler Mühe, dem Drange, die Thür zu öffnen, widerstanden. Endlich aber gewann seine Sehnsucht das Uebergewicht und er beschloß, sie zu öffnen, um doch, wie er meinte, zu sehen, was sie enthielte, und die Ursache zu ergründen, warum jene Greise so geweint und ihr übriges Leben der Trauer gewidmet hätten. Hätte er die Folgen vorausgesehen, so würde er sich wohl gehütet haben, diesen Schritt zu thun, allein er faßte guten Muth und sprach: „Was nicht sein soll, das wird auch nicht geschehen, und was bestimmt ist, dem kann man nicht entgehen." Hiermit ging er zur Thüre, schloß die Schlösser auf, öffnete und trat hinein. Er befand sich hier in einem sehr engen, langen Gange, der immer dunkler wurde und endlich gar kein Tageslicht mehr einließ.

Drei Stunden hatte er schon in diesem finstern Gange herumgetappt, als es anfing, helle zu werden; und immer weiter vorschreitend, kam er endlich heraus und befand sich am Ufer eines großen Meeres. Darüber war er außerordentlich erstaunt und suchte sich zurecht zu finden; allein es

war ihm nicht möglich. Alles blieb ihm fremd. Als er so rechts und links um sich blickte, stürzte plötzlich ein großer Adler auf ihn herab, führte ihn durch die Lüfte und brachte ihn auf eine Insel in diesem Meere, dort setzte er ihn ruhig hin, und flog davon. Der Mann war darüber ganz bestürzt und hatte sich noch kaum von seinem Erstaunen erholt, als er in weiter Ferne auf dem Meere ein Segel erblickte. Auf dieses richtete er nun seine ganze Aufmerksamkeit, und hoffte von ihm seine Rettung. Auch nahte es sich wirklich der Insel und gelangte endlich ans Ufer derselben. Es war ein großer Kahn von Ebenholz, mit Elfenbein ausgelegt und mit Gold verziert. Die Nägel waren vom glänzendsten Stahl. Das Schiff war voll schöner junger Mädchen, welche, so wie sie ihn sahen, ausstiegen, und sich ihm zu Füßen warfen, indem sie ausriefen: „Du bist der König, du bist der Gatte! Dir bringen sich die Herzen dar.“ Eine von ihnen, welche von ganz vorzüglicher Schönheit war und die Sonne am hellsten Himmel an Glanz überstrahlte, trat hervor, in ihrer Hand ein seidnes Tuch haltend, in welches ein königliches Gewand und eine goldne Krone, mit kostbaren Edelsteinen geziert, gewickelt war. Sie legte ihm dieses Gewand an, und lud ihn ein, sich auf das Schiff zu begeben. Zu gleicher Zeit nahten sich auch die andern und trugen ihn gleichsam auf dasselbe hin. Hier fand er alles in der größten Pracht, und die schönsten Teppiche waren zu seinem Dienst ausgebreitet. Nunmehr lichteten sie schnell die Anker, das Schiff eilte davon uud er dünkte sich noch immer wie im Traume. Als sie an das Ufer, wohin sie segelten, gelangt waren, sahe er alles voll bewaffneter und gepanzerter Krieger, die in der schönsten Haltung da standen. Sobald das Schiff geankert hatte, wurden ihm fünf der schönsten Rosse, deren Sättel mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt waren, vorgeführt. Aus diesen wählte er sich

eines und bestieg es sogleich. In demselben Augenblick ließ man die Fahnen und Standarten wehen, man schwenkte sie über seinem Haupte und zugleich wurden die Pauken geschlagen. Das Kriegsheer theilte sich in einen rechten und in einen linken Flügel, und diese schwenkten sich so, daß er gerade in die Mitte kam. Dies alles vermehrte seine Bestürzung, und er konnte noch immer nicht glauben, daß er wirklich wachte. Unterdessen ritt er, von diesen Truppen umgeben, immer vorwärts, bis er auf einer schönen Ebene anlangte, die dem schönsten Garten glich. Bildsäulen wechselten mit den schönsten Bäumen ab, und strömende Bäche bahnten sich Wege durch die mannigfaltigsten Blumen. Hier näherte sich plötzlich ein zweites Kriegsheer, das zwischen den Bäumen und Strömen durchdrang. So wie dasselbe näher gekommen war, machten sie Halt, und nun trat der König dieser Insel, welcher ganz verschleiert war, mit einigen seiner Hofbeamten hervor und näherte sich dem jungen Manne, welcher aus Ehrfurcht sogleich vom Pferde stieg. Der König that indessen desgleichen, und nun begrüßten sie sich gegenseitig auf das höflichste. Der König sagte zu ihm hierauf: „Du bist mein Gast, komm und begleite mich." Sie bestiegen drauf ihre Rosse und ritten so freundschaftlich und nahe beisammen, daß der Steigbügel des einen den des andern berührte. Unter stetem Gespräch und in Begleitung der Truppen gelangten sie endlich an das Schloß, wo sie abstiegen und wo der König dem jungen Manne die Hand reichte und ihn einführte. Sie begaben sich da in einen prächtigen gewölbten Saal, in welchem der Thron des Reichs stand, und welchen sie beide bestiegen. Als sie sich gesetzt hatten, entschleierte sich der König und nun sah er, daß es ein schönes Mädchen, gleich einer strahlenden Sonne, war. Erstaunt über ihre Reize und über alle die Wunder, die er bis jetzt gesehen hatte, vermochte er kein

Wort zu sprechen. Sie indeß sagte zu ihm: „Wisse, daß ich die Königinn dieses Landes bin. Die Truppen, die du um dich siehst, sind alles Frauen, und ich bin ihre Gebieterinn. Die Männer bei uns beschäftigen sich im Innern des Landes mit Ackerbau und mit andern friedlichen Handthierungen. Die Weiber dagegen bilden bei uns die Kriegsheere, und sind zugleich auch die Schriftgelehrten, die Weisen und Richter.“ Darüber war er denn außerordentlich erstaunt.

Nach einiger Zeit näherte sich eine alte Frau, die ihm als Großwesyr vorgeführt wurde. Dieser befahl die Königinn, den Richter und die Zeugen vorzuführen, und während diese ihren Auftrag ausrichtete, unterhielt sich die Königinn mit dem Fremden auf eine so gefällige, angenehme und zärtliche Art, daß alle seine Besorgnisse verschwanden. „Willst du,“ fragte sie ihn endlich, „mein Gatte werden?“ Auf diese Frage wollte er sich ihr zu Füßen werfen; sie aber hielt ihn davon ab und sprach: „Betrachte mich als eine der geringsten Sklavinnen, die dir gehorchen, denn alles, was du um dich siehst, von Menschen und Ländereien, ist nunmehr dein Eigenthum, und du kannst darüber schalten, wie dir beliebt. Nur jenem verschlossenen Hause, (welches sie ihm zeigte,) nahe dich niemals. Hüte dich, daß dies nie geschehe! denn solltest du mir hierin ungehorsam sein, so wirst du es lebenslänglich bereuen.“

Neunhundert drei und neunzigste Nacht.

Kaum hatte sie ausgeredet, als der weibliche Wesyr mit dem Kadi und den Zeugen ankam, nebst einer großen Anzahl ehrwürdiger Frauen, deren Haare lang herunterhingen, die aber übrigens sehr anständig gekleidet waren. Sie befahl derselben, den Heirathskontrakt aufzusetzen und als dies gegeschehen war, begann ein großes, prächtiges Fest.

Von nun an lebte der junge Mann mit ihr als Gatte sehr glücklich. Sieben Jahre hatte er bereits als Herrscher dieser Inseln und als Gatte der liebenswürdigsten aller Frauen zugebracht, nicht ohne bisweilen den innern Drang zu fühlen, sich von den Geheimnissen, die über diesem Hause schwebten, zu unterrichten, als er einst die Abwesenheit der Königinn benutzte, und in der Hoffnung, es würde ihr verborgen bleiben, sich der verbotenen Thüre näherte und sie öffnete. Aber in demselben Augenblicke stürzte sich aus der so eben geöffneten Thüre derselbe Vogel heraus, der ihn auf die Insel gebracht hatte, nahm ihn mit sich fort und setzte ihn auf dieselbe Insel, von der er ihn geraubt hatte, wieder nieder. Hier verließ er ihn, und der Unglückliche sah sich zu seinem Erstaunen am Eingange derselben Höhle, durch die er gekommen war. Durch diese begab er sich nun wieder zurück in sein voriges Haus, und dachte hier an seine verlorne Glückseligkeit und Ruhe mit Bedauern zurück. Noch immer konnte er die süße Hoffnung nicht aufgeben, einst mit seiner Gattinn wieder vereinigt zu werden, allein diese Hoffnung wurde ihm nach einigen Monaten völlig geraubt, da er eine Stimme vernahm, die ihm deutlich zurief:

„Das verlorne und verscherzte Glück
Kehrt im Leben nicht zurück."

Hier begann zugleich ein Trauern und Wehklagen, welches ihm deutlich anzeigte, daß die Greise ein gleiches Schicksal mit ihm, und dieselbe Ursache zum Weinen und Wehklagen gehabt haben mußten. Nun zog er Trauerkleider an, bewohnte das Gemach des letzten Greises, widmete sich vierzig Jahre der Reue, enthielt sich aller guten Speisen und Getränke und nie lachte er mehr bis zum letzten Hauche seines Lebens.

„Du siehst also, o König!" fuhr nun der Wesyr fort, „daß eine übereilte That nie lobenswürdig ist, sondern stets

Reue nach sich zieht. Daher hüte dich, deinen Sohn zu tödten und nimm dieses gütig als eine Warnung auf." Der König beschloß auch wirklich, die Hinrichtung seines Sohnes bis auf den andern Tag zu verschieben.

Beim Anbruch der sechsten Nacht aber trat die Frau zum Könige herein, warf sich ihm zu Füßen und hatte einen Dolch in der Hand. „O Fürst!" rief sie aus, „wenn du mir nicht Gerechtigkeit verschaffst gegen die Beleidigungen deines Sohnes, so schwöre ich bei deinem Haupte, daß ich mich mit diesem Dolche umbringen werde. Deine Minister sprechen dir immer von der List der Weiber vor, aber ich versichre dich, die Männer sind listiger als die Frauen, und was unter andern dem Sohne des Königs und der Kaufmanns-Frau begegnet ist, soll dir dies beweisen." — „Was ist das für eine Geschichte?" fragte sie der König hierauf, und sie hub nun folgendermaßen an.

Geschichte
von dem Sohne des Königs und der Kaufmanns-Frau.

Ein Kaufmann hatte eine sehr schöne Frau, war aber dabei außerordentlich eifersüchtig. Aus Furcht, sie möchte irgend jemandem gefallen, ließ er sie nicht in der Stadt wohnen, sondern gab ihr ein einzeln liegendes Schloß ein, welches er außerhalb der Stadt besaß, und welches, da es ganz vom Wege abgelegen war, von niemandem besucht wurde. Er nahm übrigens noch andre Vorsichtsmaaßregeln, indem er eine hohe Mauer um dasselbe ziehen und die Pforten mit festen Schlössern versehen ließ. So oft er sich nun in die Stadt begab, verschloß er alles genau und nahm die Schlüssel mit sich.

Eines Tages ging der Sohn des Königs aus, um sich außerhalb der Stadt zu zerstreuen. Die um das Schloß neu aufgeführte Mauer erregte seine Aufmerksamkeit und er begab sich nahe heran, um es zu betrachten. Da wurde er denn die Frau des Kaufmanns an einem Fenster gewahr und ihre Schönheit betäubte ihn ganz. Er versuchte mit ihr zu sprechen, allein die weite Entfernuug machte es unmöglich; er suchte ins Schloß zu kommen, allein auch dies gelang ihm nicht. Da rief er seinen Diener, der mit ihm war, und befahl ihm, ihm sein Schreibzeug zu geben. Dieser überreichte es ihm und er schrieb nun einen Brief, den er an einen Pfeil befestigte und so in das Schloß abschoß. Die Frau suchte sogleich den Pfeil auf und fand das daran befestigte Briefchen. Sie las es und sah darin, daß er von ihrer Schönheit gerührt war und die größte Sehnsucht fühlte, sie kennen zu lernen. Sie säumte nun nicht, diesen Brief zu beantworten; sie schrieb ihm: daß sie nicht minder wünsche, ihn kennen zu lernen, und daß sie seine Sehnsucht theile. Diesen Brief warf sie ihm sodann, mit einem Steine beschwert, über die Mauer. Als der Prinz diesen Brief gelesen und daraus ersehen hatte, daß er geliebt werde, befestigte er den Schlüssel eines Kastens an einen andern Pfeil, schoß ihn in das Schloß ab und ging dann nach einem freundlichen Abschiedsgruß von dannen. Die Frau ging sofort wieder nach dem Pfeile hin, fand aber dießmal bloß einen Schlüssel daran befestigt, den sie gleichwohl aufhob, mit sich nahm und aufbewahrte.

Der Prinz wandte sich daheim an einen der Wesyre seines Vaters, erzählte ihm aufrichtig, was ihm begegnet war, daß er diese Frau sehr liebe und von ihr wieder geliebt werde, daß es ihm aber nicht möglich wäre, zu ihr ins Schloß zu gelangen. „Was kann ich da für dich thun?" fragte hierauf der Wesyr. — „Ich bitte

dich," erwiederte der Prinz, „du mögtest mich in einen großen Kasten thun, ihn mit diesem Schloß, (das er ihm zugleich überreichte,) verschließen, und ihn dem Kaufmann auf sein Schloß in Verwahrung geben, unter dem Vorwande, er enthalte Schätze und Kostbarkeiten, die du in Sicherheit bringen wollest." Der Wesyr versprach es ihm und der Prinz schickte ihm nun den Kasten, stieg zugleich in denselben hinein und der Wesyr verschloß ihn sodann mit dem Schlosse, dessen Schlüssel der Prinz der Frau zugeschlossen hatte. Er wurde nunmehr auf ein Kameel geladen und in Begleitung des Wesyrs nach dem Schlosse des Kaufmanns gebracht. Dieser, über einen so hohen Besuch hoch erstaunt und erfreut, eilte dem Wesyr entgegen, versicherte ihn, daß es ein Tag des Glücks für ihn sei, ihn bei sich zu sehn und erkundigte sich nach der Ursache seines Besuches. Der Wesyr antwortete, daß er ihm hiermit einen Kasten in Verwahrung geben wolle, und er bäte ihn, diesen so lange bei sich zu behalten, bis er ihn selbst abholen würde. Der Kaufmann willigte gern ein und nahm den Kasten auf sein Schloß. Der Wesyr entfernte sich hierauf und der Kaufmann, der ebenfalls in der Stadt Geschäfte hatte, verließ das Schloß, nachdem er es wohl verschlossen hatte. Nun ging die Frau zu dem Kasten, öffnete ihn mit dem Schlüssel, den sie bei sich hatte, und der Prinz stieg heraus. Sie legte nun sogleich ihre kostbarsten Kleider an und leistete ihm Gesellschaft; so oft sie indeß die Ankunft ihres Mannes wahrnahm, verbarg sie ihn jedesmal wieder in den Kasten. Eines Tages verlangte der König seinen Sohn zu sehen. Da begab sich der Wesyr eiligst zum Kaufmann, der sich in der Stadt befand, und verlangte von ihm seinen Kasten. Sie gingen beide sofort auf das Schloß; da es aber zur ungewöhnlichen Zeit und der Kaufmann sehr eilig war, hatte die Frau kaum Zeit den Prinzen

in den Kasten zu bringen. Nur zur Noth konnte sie das Schloß vorlegen, als ihr Mann auch schon eintrat. Eben wollte er den Kasten fortschieben, als der Deckel aufsprang und er zu seinem größten Erstaunen den Sohn des Königs darin liegend erblickte. Er hieß diesen nun sogleich aufstehen, führte ihn zu dem Wesyr und überzeugte sich zu seiner tiefen Betrübniß, daß er überlistet worden war, und daß alle seine Vorsicht ihm nichts genutzt hatte. Darauf verstieß er sofort seine Frau und beschloß, sich nie wieder zu verheirathen.

„Hier siehst du also, o König!" setzte die Frau hinzu, „wie listig die Männer sind, wenn es darauf ankommt, etwas durchzusetzen. Derselbe Fall ist es auch mit deinem Sohne, daher bitte ich dich, verschaffe mir Gerechtigkeit gegen ihn." Da der König die Frau nun sehr liebte, so befahl er auch sogleich, daß sein Sohn getödtet werden solle.

Als indeß der sechste Tag angebrochen war und der sechste Wesyr diesen Befehl vernommen hatte, begab er sich zum Könige, und warf sich ihm zu Füßen und sprach: „O Herr! ich bitte um Aufschub für deinen Sohn, denn der Trug gleicht dem Rauche, er kann wohl auf einen Augenblicke die Wahrheit verdunkeln, diese indeß steht unveränderlich fest und ihr Licht dringt früh oder spät durch den Dunst der Lüge. Weißt du nicht, daß sogar in dem heiligen Buche des erhabenen Gottes geschrieben steht, daß die List der Weiber groß ist? Ich kann es dir beweisen, und zwar durch folgende

Geschichte
des Mannes, der da wünschte die Nacht Al Kader [8] kennen zu lernen.*)

---

*) Da der Anstand nicht erlaubt, diese Geschichte hier mitzutheilen, so lassen wir sie in der Uebersetzung aus.

„Du siehst also," fuhr der Wesyr fort, „wie thöricht man thut, sich nach den Wünschen der Weiber zu richten. Hüte dich also, deinen einzigen Sohn, der dein Andenken nach dir erhalten wird, hinrichten zu lassen." Diese Betrachtung bewog den König, den Tod seines Sohnes abermals aufzuschieben.

Neunhundert vier und neunzigste Nacht.

Bei Anfang der siebenten Nacht trat die Frau wieder zum Könige herein. Sie hatte ein großes Feuer anzünden lassen und wollte sich hineinstürzen, man hatte sie indeß davon abgehalten und sie zum Könige gebracht. Diesen redete sie in ihrer Verzweiflung mit folgenden Worten an: „O König! wenn du mir nicht Gerechtigkeit gegen deinen Sohn verschaffst, so stürze ich mich in jenes Feuer und werde dich einst an jenem Tage des Gerichts dafür anklagen. Ich bin des Lebens überdrüßig und habe bereits mein Testament gemacht und alle meine Angelegenheiten besorgt. Du aber wirst es einst eben so bereuen, wie einst ein König die Verurtheilung einer frommen Frau bereute." — „Und wie war das?" fragte sie der König. Da erzählte sie ihm folgende Geschichte.

Geschichte der frommen Frau.

Eine fromme, gottergebne Frau lebte an dem Hofe eines Königs. Sie stand bei ihm in solcher Achtung, daß sein ganzes Haus glaubte, sie bringe Seegen in seine Familie. Eines Tages saß sie neben der Königinn und diese gab ihr eine sehr kostbare Juwelenschnur, tausend Goldstücke an Werth, zum Aufbewahren. „Nimm dieses," sagte sie zugleich zu ihr, „bis ich aus dem Bade zurückkomme." Die

fromme Frau legte das Halsband auf ihr Betpult und verrichtete sodann einige Geschäfte. Während dieser Zeit aber kam eine Elster, trug diese Schnur in ihrem Schnabel fort, und verbarg sie in irgend einem Winkel des Schlosses. Als die Königinn aus dem Bade zurückkam, verlangte sie die Schnur von der Frau zurück, welche dieselbe aber nirgends fand. Da die Königinn nochmals das anvertraute Kleinod von ihr forderte, erwiederte sie: „O Königinn! als ich es von dir in Empfang nahm, legte ich es in meinen Betstuhl, in welchem ich betete, dann verrichtete ich noch einige Geschäfte, bis du vom Bade zurückkamst, und nun finde ich es nicht mehr. Vielleicht hat jemand von der Dienerschaft mich unachtsam gefunden und es indessen geraubt.“ Der König, der ein sehr grausamer Mann war, setzte, als er dies hörte, alle Hochachtung, die er bisher für sie gehabt hatte, bei Seite, ließ seinem Zorn und Argwohn freien Lauf und befahl, da sie nicht gestehen wollte, sie auf die Folter zu legen. Hier erduldete sie die größten Qualen und Martern, ohne jedoch ihre Aussage zu ändern. Sie wurde darauf in ein Gefängniß gebracht und an Händen und Füßen gefesselt. Eines Tages saß der König und seine Gemahlinn in einem Gartenhause, dem Schlosse gegenüber, und sah diesen Vogel, wie er aus einem Fenster des Schlosses herausflog und in seinem Schnabel etwas hielt, das er an einen nicht sehr entfernten Ort hintrug. Sogleich befahl er einigen Sklaven, dem Vogel nachzulaufen, um zu sehen, was er wegtrüge. Diese nahmen es ihm auch bald ab, und die Königinn erkannte, daß es die vermißte Schnur sei. Nun sah der König die Unschuld der frommen Frau ein und bereute die grausame Ungerechtigkeit, womit er sie behandelt hatte. Mit Reichthümern wollte er sie jetzt überhäufen, mit Thränen bat er es ihr ab, aber das Geschehene konnte er dadurch nicht ungesche-

hen machen. Sie weigerte sich, irgend etwas von ihm anzunehmen, verließ seinen Hof und widmete sich ganz dem Dienste Gottes und den Handlungen der Frömmigkeit.

„Doch es fällt mir noch eine andre Geschichte ein,“ fügte die Frau hinzu, „die dir die List der Männer deutlich zeigen wird.

Geschichte des Königssohnes und der Tochter eines andern Königs.

Einst lebte, wie man erzählt, eine Prinzessinn von so außerordentlicher Schönheit, die so gut zu reiten und die Waffen zu handhaben verstand, daß sie von keinem ihrer Zeitgenossen übertroffen wurde. Viele Prinzen hatten schon um sie angehalten, aber sie hatte keinem irgend eine Antwort gegeben, bevor er nicht mit ihr sich in einen Zweikampf eingelassen hatte. Sie hatte nämlich bestimmt erklärt: „Nur derjenige soll mein Gatte werden, der mich auf dem Kampfplatze bezwingt. Besiege ich ihn aber, so nehme ich sein Pferd, seine Waffen und seine Kleider und präge meinen Namen auf seine Stirn ein.“ Dies hielt nun zwar die Söhne mehrerer Könige nicht ab, sich von den entferntesten Gegenden her zu ihr zu begeben, allein sie hatte sie alle besiegt, ihre Waffen als Siegeszeichen behalten und sie auf der Stirn bezeichnet.

Unter andern hatte auch der Sohn eines persischen Königs, mit Namen Bachram ben Tagi, ebenfalls von ihr gehört. Auch dieser entschloß sich, die weite Reise zu ihr hinzumachen und nahm unermeßliche Reichthümer mit sich. Als er in die Stadt kam, wo der Vater der Prinzessinn

wohnte, legte er seine Schätze an einem sichern Orte nieder und richtete es so ein, daß man nichts von diesen Reichthümern vermuthen konnte. Den nächsten Tag darauf begab er sich dann mit sehr ansehnlichen Geschenken zum Könige. Dieser nahm ihn sehr wohl auf und versicherte ihn, daß es ihm sehr angenehm sein würde, alle seine Wünsche zu befriedigen. Als ihm indeß der Prinz eröffnete, daß er bloß in der Absicht gekommen sei, um seine Tochter anzuhalten, da erwiederte er: „Das, was du begehrst, hängt nicht von mir ab. Ich habe ihr versprochen, daß ich sie ganz Herrinn über ihre Wahl lassen will und sie hat sich durch einen Schwur verpflichtet, nur den zu heirathen, der sie im Zweikampfe überwinden würde.“ Der Prinz empfahl sich hierauf und bereitete sich zum Kampfe mit der schönen Prinzessinn vor. Er ließ sie sodann um die Erlaubniß ersuchen, mit ihr kämpfen zu dürfen und bat sich zugleich die Stunde aus, in der es ihr gefällig sein würde. Sie willigte ein, zeigte ihm die Stunde an, und das Gerücht von diesem Kampf verbreitete sich in der ganzen Stadt, und zur festgesetzten Zeit versammelte sich eine große Menge Neugieriger auf dem Kampfplatz. Die Prinzessinn erschien völlig bewaffnet, gegürtet und mit einem dichten Schleier verhüllt, aber auch der persische Prinz trat in völliger Rüstung, höchst geschmackvoll angethan, herein. Sie begrüßten sich auf kriegerische Art und begannen den Kampf. Er wurde sehr langwierig und hartnäckig. Beides, Kraft und List wurden dabei angewandt, und die Prinzessinn sah wohl, daß sie es mit einem der Tapfersten unter den Tapfern zu thun hatte, denn nie hatte sie einen solchen Widerstand von einem andern erfahren. Auch war er wirklich geübter als sie und sie fürchtete mit Recht, daß beim letzten Gange, wenn seine Hitze aufs äußerste gestiegen sein würde, er sie überwältigen würde. Sie nahm daher zu ihrer letzten List ihre Zuflucht

und entschleierte sich. Als der Prinz ihr schönes Angesicht erblickte, wurde er von ihrem Reiz höchst bezaubert, er war nun seiner Kräfte nicht mehr mächtig und verlor den Muth, eine solche Gegnerinn zu bekämpfen. Als sie den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, wahrnahm, benutzte sie diesen Augenblick, fiel ihn unvermuthet an, hob ihn mit ihrer Lanze aus dem Sattel und bemächtigte sich seiner mit Blitzesschnelle. Er indeß betrachtete sie noch immer und gewahrte kaum, was mit ihm vorging. Sie aber nahm sein Roß, seine Waffen, seine Kleider, zeichnete ihn auf die Stirn und ließ ihn gehen. Nun kam er wieder zu sich selbst und sah jetzt erst die Größe seines Verlustes. Vor Gram und Kummer konnte er von nun an weder essen noch trinken, denn zu seinem Unglück hatte die Liebe zu dieser Prinzessinn sich seines Herzens gänzlich bemächtigt. Er entließ nun seine ganze Dienerschaft und schrieb seinem Vater, daß er sich fest vorgenommen habe, nicht eher zurückzukehren, bis er seine Sache durchgesetzt haben würde. Wofern er das nicht könne, so wolle er sterben. Diese Nachricht betrübte seinen Vater außerordentlich und er war schon Willens, ihn zu unterstützen und ihm mit Truppen zu Hülfe zu kommen, allein seine Räthe widerriethen ihm dies und er überließ daher Gott die Angelegenheiten seines Sohnes. Dieser aber ersann eine List. Er verkleidete sich nämlich, legte sich den Bart eines Greises an und begab sich zum Gärtner der Königinn, unter dem Vorwande, daß er die Gärtnerei sehr gut verstehe. Von dem Gärtner erfuhr er nun, daß die Prinzessinn alle Abende in den Garten komme, um sich zu erfrischen.

Neunhundert fünf und neunzigste Nacht.

Der Prinz pries ihm nun um so mehr seine Geschicklichkeit im Umpflanzen der Bäume, im Pfropfen, im Senken

der Weinstöcke und dem Pflegen der Pflanzen und Blumen, und sagte ihm zugleich, er verstehe sehr vortheilhafte Wassermaschinen zu bauen. Dieses freute den Gärtner so, daß er ihm sogleich die Sorgfalt für den Garten übertrug und allen seinen Gehülfen befahl, seine Anordnungen auszuführen. Der Prinz, der einen sehr durchdringenden Verstand hatte, sah gleich beim ersten Anblick, daß dieser Garten vieler Verschönerungen fähig sei. Er entwarf sogleich einen Plan, an dessen Ausführung sofort gearbeitet wurde, und in wenigen Tagen konnte man schon sehen, daß dieser Garten der schönste werden würde, den man je in diesen Gegenden gesehn hatte. Nach einigen Wochen kam eine Menge Sklaven in den Garten, welche Teppiche und eine Menge von Geschirren hervorbrachten. Als er nun nach der Ursache dieser Vorkehrungen fragte, sagte man ihm, daß die Prinzessinn den Garten besehen wollte, um sich zu zerstreuen. Auf diese Nachricht ging der Prinz schnell zu dem Orte, wo er seine Kostbarkeiten aufbewahrt hatte, nahm einiges davon an sich, und kehrte dann in den Garten zurück. Hier setzte er sich und that, als wenn er vor Alter und Schwäche zitterte. Nach einer Weile traten Sklavinnen und Dienerinnen in den Garten, und in ihrer Mitte die Prinzessinn, wie der Mond unter den Sternen. Sie fingen sogleich an, den Garten in allen Richtungen zu durchgehen, und bewunderten die schönen Anlagen desselben. Endlich kamen sie auch zu dem als Greis verkleideten Prinzen, der eine Menge von Kostbarkeiten neben sich liegen hatte. Erstaunt über diesen Anblick, fragten sie ihn, was er mit diesem Schmuck machen wolle? — „Ich will eine unter euch heirathen," sagte er, „und es ihr zum Brautschmuck geben." Da lachten sie über ihn und scherzten; er aber sprach: „Meine Heirath besteht blos aus einem Kuß, und dann verstoße ich meine Frau wieder." Da sprach die

Prinzessinn, die den Scherz sehr liebte, zu ihm, indem sie auf ein sehr schönes Mädchen zeigte: „Diese da gebe ich dir zur Frau.“ Da stand er auf, indem er sich gleich einem schwachen Manne auf seinen Stab stützte, küßte sie zitternd, gleich einem hinfälligen Greise, und gab ihr den Schmuck. Diese freute sich außerordentlich darüber, und alle verließen ihn hierauf schäkernd und lachend. Am andern Tage kam die Prinzessinn wiederum mit ihrer Dienerschaft in den Garten; sie trafen den Prinzen, wie den Tag vorher, als Greis angethan, und bei noch mehreren Kostbarkeiten, als den Tag vorher, da sitzend. „Was willst du denn mit diesen Kostbarkeiten machen?“ fragte sie ihn wieder. Hierauf führte ihm die Prinzessinn ein andres Mädchen zu, und sprach: „Mit dieser vermähle ich dich heute.“ Er stand sofort auf, küßte sie, und überreichte ihr den Schmuck. Sie nahm ihn in Empfang, und freudig und lachend verließen sie abermals den Greis. Dasselbe geschah auch den dritten und vierten Tag. Als aber die Prinzessinn diese Kostbarkeiten in den Händen ihrer Sklavinnen sah, und zugleich erwog, daß der Werth derselben so bedeutend sei, daß eine Königstochter sich damit schmücken könnte, dachte sie bei sich selbst: „Wie kommen denn diese Diener dazu, solche Kostbarkeiten zu besitzen? Dergleichen gebührt mir eher, als ihnen, und die Art, sie zu erlangen, ist ja so leicht.“ Sie faßte daher den Entschluß, machte sich eines Morgens früh ganz allein auf, verkleidete sich als eine Sklavinn, ging in den Garten, suchte den Greis auf, und sprach zu ihm: „Die Prinzessinn schickt mich, daß du mich heirathen sollst.“ Da sah er sie an und erkannte sie. „Sehr gern gehorche ich der Prinzessinn,“ antwortete er, stand zitternd auf, und suchte, was er nur Kostbares finden konnte, von Schmuck aus, und übergab es ihr. Drauf näherte er sich ihr, um den Kuß zu empfangen, und die

Prinzessinn, unbesorgt und in völliger Sicherheit, ließ ihn ganz nahe kommen. Der Prinz aber ergriff sie, warf sie auf die Erde nieder, kniete auf sie, riß sich den falschen Bart ab, öffnete seinen Greisenmantel, und sprach: „Nun habe ich dich überwunden. Kennst du mich nun? Ich bin Bachram, der Sohn des Königs Taag; ich habe mich bis jetzt blos um deinetwillen verkleidet, blos deinetwegen bin ich aus meiner Familie und aus meinem Lande gegangen; aber nun habe ich meinen Zweck erreicht, und dich überwunden.“ — Sie stand beschämt und schweigend auf, ging, ohne ein Wort zu sagen, in ihr Schloß, und überließ sich ihrem Aerger und ihrer Betrübniß. Die Schaam, sich überlistet zu sehn, war so groß, daß sie sich das Leben rauben, oder versuchen wollte, ihn umzubringen; doch sah sie alle diese Vorsätze als nutzlos an, und beschloß endlich, mit ihm die Flucht zu ergreifen, da sie nicht haben wollte, daß man in ihrem Lande sagen solle, sie sei überwältigt worden. Sie theilte ihm also ihren Entschluß mit, bestimmte ihm die Zeit und Stunde ihrer Abreise, und packte ihm alle Kostbarkeiten zusammen. Er that ein gleiches. Als nun die zur Abreise bestimmte Nacht angebrochen war, begab sie sich zu ihm; sie bestiegen dann schnelle Rosse, und entkamen unbemerkt unter den Fittigen der Nacht. Am andern Morgen hatten sie schon eine große Strecke zurückgelegt. Sie verfolgten indeß immerfort eifrig ihren Weg, bis sie endlich glücklich in Persien anlangten. Der Vater war über die Zurückkunft seines Sohnes außerordentlich erfreut, und empfing ihn nebst seiner schönen liebenswürdigen Gattinn auf eine ausgezeichnete Art. Er fertigte zugleich eine Gesandtschaft mit den auserlesensten Geschenken an den Vater der Prinzessinn ab, um die Erlaubniß zur Heirath seines Sohnes mit der Prinzessinn zu erhalten. Als diese Gesandtschaft daselbst angekommen war, und der König die

Briefe gelesen, und die Geschenke in Empfang genommen hatte, war er außerordentlich erfreut über die Nachrichten von seiner Tochter, deren Entweichung ihn sehr betrübt hatte. Er verordnete sogleich Freudenfeste, und befahl, daß der Großrichter und die Zeugen in Gegenwart der fremden Gesandten erscheinen möchten. Seiner Tochter ernannte er einen Anwalt, und so wurde der Heirathsvertrag aufgesetzt. Nachdem er die Gesandten reichlich beschenkt und mit Ehrenpelzen bekleidet hatte, ließ er sie wieder abreisen, und übersandte seiner Tochter eine kostbare Ausstattung, nebst allen ihren Sklavinnen. Bei der Rückkunft der Gesandten in ihr Vaterland wurde die Hochzeit durch die glänzendsten Feste gefeiert und der Prinz lebte mit ihr im höchsten Grade glücklich.

„Du siehst also, o König," fuhr die Frau fort, „wie groß die List der Männer ist. Was euch aber betrifft, so werde ich, so la..ge ich lebe, auf meiner gerechten Forderung nach Genugthuung bestehen."

Als der siebente Tag anbrach, trat der siebente Wesyr herein, küßte die Erde vor dem Könige, und sprach: „O König, noch nie hat jemand den Aufschub einer Sache bereut; dagegen ist derjenige, der sich übereilte, fast stets mit Schaam und Reue bedeckt worden. Mit Kummer sehe ich die Anstrengungen dieser Frau, dich zu einer übereilten Handlung zu bewegen, die dir eine reuevolle Zukunft bereiten würde. Doch ich, dein treuer Diener, kenne die List der Weiber genauer, als jeder andere, und die

Geschichte der alten Frau mit dem Sohne des Kaufmanns

enthält in dieser Hinsicht ein zu warnendes Beispiel, als daß ich sie dir nicht mittheilen sollte." —

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte der König, und der Wesyr begann also:

Geschichte
der alten Frau mit dem Sohne des Kaufmanns.

Ein sehr reicher Kaufmann hatte einen Sohn, Namens Gadryf, den er sehr zärtlich liebte. Seine Zuneigung zu ihm ging so weit, daß er ihm öfters sagte: „Welches auch immer deine Wünsche sein mögen, so theile sie mir mit, es wird mich freuen, sie dir zu erfüllen.“ Eines Tages sagte sein Sohn zu ihm, daß er sich sehr sehne, nach Bagdad, diesem Wohnorte des Glücks und des Friedens, zu reisen. „Ich will,“ sagte er, „diese merkwürdige Stadt besuchen, ihre Schönheiten bewundern, das Schloß des Chalyfen betrachten, auf dem Tigris Lustfahrten machen und andere Ergötzlichkeiten daselbst genießen, welche mir die Kaufleute und die Reisenden beschrieben haben.“ — „Mein Sohn,“ erwiederte der Vater, „dieses ist ein Wunsch, den ich nicht erfüllen kann. Du bist zu jung und es fällt mir zu schwer, dich von mir zu lassen.“ — „Du hast mich so oft gebeten,“ erwiederte der Sohn, „ich möchte dir meine Wünsche anzeigen, nunmehr, da ichs gethan habe, verweigerst du mir die Erfüllung. Ich lasse indessen nicht ab, dich darum zu bitten, denn meine Sehnsucht ist zu groß, als daß ich sie überwinden könnte. Nur durch die Reise kann sie gehoben werden.“ Als nun der Vater den festen Entschluß seines Sohnes wahrnahm, so traf er die nöthigen Anstalten, besorgte kostbare Waaren, an Werth von dreißig tausend Goldstücken und empfahl ihn einigen Kaufleuten, die eben dahin abreisten. Gadryf reiste ab. Der Vater begleitete ihn mit einem frommen Gebet und die Reise selbst wurde schnell und glücklich vollbracht, denn schon nach zwei Monaten waren sie in Bagdad angelangt. Sein erster Gang war nach

dem Marktplatze, wo er ein sehr schönes Haus miethen wollte. Eins derselben, das von seltner Pracht und Schönheit war, reizte ihn und er beschloß, es näher anzusehn. Er fand darin so viel Aufwand und Glanz, daß er sich nicht genug darüber verwundern konnte. Doch als er in den Garten trat, die reichlich hervorströmenden Springbrunnen darin betrachtete, die Bäche, die im Garten flossen, und die seltnen Bäume darin erblickte, so stieg sein Erstaunen noch höher. Drauf trat er in einen Gartensaal, dessen Fußboden mit Marmor so ausgetäfelt war, daß er Figuren bildete, und dessen Decke Goldmalereien schmückten. Er wagte kaum nach dem Miethzins zu fragen. Indessen that er es doch und äußerte, daß er zu wissen wünsche, wie viel man den Monat dafür zahlen müsse? „Zehn Goldstücke," antwortete sein Führer. — „Ist das wahr, was du sagst?" — „Ja," erwiederte jener, „denn kaum ist es möglich, daß jemand länger, als höchstens eine oder zwei Wochen darin wohnen kann." — „Warum das?" fragte Gadryf. — „Weil derjenige, der es bewohnt, entweder krank wird oder stirbt. Das ist nun bereits in Bagdad bekannt, darum kommt niemand, es zu miethen, und eben deshalb ist der Preis so sehr gesunken." Gadryf wunderte sich darüber außerordentlich, und dachte bei sich selbst: „Ich möchte doch gern die Ursache ergründen, warum jedem Bewohner Tod oder Krankheit droht." Er miethete also das Haus, bewohnte es und enthielt sich alles Kummers wegen des bekannten Umstandes. Zugleich beschäftigte er sich mit Kaufen und Verkaufen eine geraume Zeit hindurch, und war in seinen Geschäften sehr glücklich.

Eines Tages ging ein altes Weib bei ihm vorbei, deren Aussehn nichts Gutes versprach. Sie betete unaufhörlich den Rosenkranz [9] ab; als sie aber den jungen Mann auf einer Bank, die vor seinem Hause stand, sitzen sah,

war sie über seinen Anblick sehr erstaunt. „Du fromme Frau,“ sagte Gadryf zu ihr, „kennst du mich, oder hältst du mich für einen andern?“ Da grüßte sie ihn sehr freundlich, und sprach: „Wie lange wohnst du in diesem Hause?“ — „Zwei Monate,“ antwortete er. — „Darüber eben bin ich erstaunt; denn vor dir hat niemand dasselbe länger als eine Woche bewohnt, und hat es nur krank oder todt verlassen; aber ich weiß schon, du hast gewiß die Thür des Belvedere auf dem obersten Theil nicht geöffnet.“ Mit diesen Worten setzte sie ihren Weg, immerfort betend, weiter fort. Dieser war ganz verwundert über die Aeußerung der Alten, und sagte bei sich selbst: „In diesem Hause sollte ein Belvedere sein, und ich hätte es noch nicht gesehn!“ Und sogleich ging er hin, um den Eingang zu demselben zu suchen. Er ließ keinen Winkel dieses großen Hauses undurchsucht, bis er endlich hinter einem Haufen Mauersteine eine kleine Thür erblickte, die von Spinnenweben schon ganz bedeckt war. „Wie,“ rief er lächelnd aus, „hinter dieser kleinen Thüre sollte der Tod mich erwarten? Nein, das kann nicht sein! Steht nicht im Koran, in diesem heiligen Buche: Nur was uns bestimmt ist, wird uns begegnen. Daher kann ich ganz unbesorgt hineingehen; es kann mich nur, hier oder dort, mein bestimmtes Schicksal treffen.“ Mit Mühe kletterte er über die Haufen der davorliegenden Steine, und öffnete die Thür, hinter welcher er sogleich eine Treppe erblickte, die er sofort hinanstieg. Nachdem er lange so fort gestiegen war, gelangte er endlich an das gesuchte Belvedere. Dort sah er einen Sessel, worauf ein sehr schönes Mädchen saß, die alle Herzen bezaubern mußte. Kaum hatte er sie gesehen, als er in seinem Herzen die heftigste Liebe gegen sie empfand. „Ach, wenn das wahr ist,“ dachte er, „was die Leute sagen, daß jeder, der dies Haus bewohnt, stirbt oder krank wird, so ist nur dieses

Mädchen die Ursache daran. Wehe mir: wie wird es mit mir enden, da jetzt schon gleichsam mein Verstand mir geraubt, und mein Herz bethört ist!"

Neunhundert sechs und neunzigste Nacht.

Hierauf verließ er diesen Ort, ganz in Gedanken vertieft und auf ein Mittel sinnend, der Gefahr zu entgehen. Er setzte sich in einen Saal, allein verließ ihn sehr bald wieder, da er keine Ruhe hatte, und setzte sich vor die Thür des Hauses. Kaum hatte er einige Minuten dagesessen, als die alte Frau wieder vorbei kam, immer noch in ihr Gebet vertieft. Sobald er sie sah, stand er auf, eilte ihr entgegen, und grüßte sie sehr zuvorkommend. „Mutter," redete er sie hierauf an, „ich war glücklich und heiter, bis zu dem Augenblick, wo du mir von Oeffnung jener Thüre gesagt hast. Jetzt aber, nun ich sie geöffnet und gesehen habe, was sich da oben befindet, bin ich besiegt, außer mir, und ohne Zweifel verloren, wenn du mir nicht ein Mittel an die Hand giebst." — Da lachte die Alte und sagte: „Fürchte nichts, habe keine Sorgen. Es wird alles gut gehn." — Auf diese tröstende Versicherung gab er ihr sogleich einen Beutel mit hundert Goldstücken, und sprach: „Schalte über mich, wie die Gebieterinn über den Sklaven; aber hüte dich, daß nicht einst am Tage des Gerichts ich über dich Rache rufe." — „Das wird nicht geschehen," erwiederte sie, „aber du wirst mir auch beistehen, damit wir zu unserm Zwecke gelangen." — „Was habe ich da zu thun?" — „Gehe du auf den Markt zu den Seidenhändlern, frage nach dem Laden des Abilfateh ben Kedar, und kaufe von ihm einen mit Gold gewirkten Schleier. Diesen behalte bei dir, bis ich morgen zu dir kommen werde." Er versprach ihr, dies pünktlich auszuführen, worauf sie ihn verließ. Gadryf aber war voll Ungeduld, und konn-

te den Morgen kaum erwarten. Endlich brach er an, und er begab sich auf den Markt, wo er nach dem benannten Laden fragte. Man zeigte ihm denselben, und sagte zugleich, daß Abilfateh ben Kedar einer der angesehensten Kaufleute wäre, und sehr viel beim Chalyfen gälte. Als er in dessen Laden gekommen war, fand er, daß es ein sehr junger und schöner Mann war. Es waren mehrere Sklaven bei ihm und sein Aeußeres schien anzuzeigen, daß er sehr begütert sein müsse. Zu dem Glück, dessen er genoß, gesellte sich auch noch der Umstand, daß er der Besitzer eben jenes Mädchens war, welches den Gadryf so bezaubert hatte, sie war nämlich seine Gattinn, und hieß Mardye. Gadryf bat ihn um einen Schleier, der mit Gold auf ägyptische Art gewirkt, dabei aber so prächtig sei, daß er keinen seines gleichen habe. Da rief der Kaufmann einen Diener und befahl ihm, ein ganzes Päckchen Stoffe aus der Mitte des Ladens zu holen. Dies geschah, der Kaufmann öffnete das Päckchen und zeigte ihm einige Schleier, wovon Gadryf einen auswählte und ihn mit zwanzig Goldstücken bezahlte. Darauf begab er sich mit demselben in sein Haus zurück, wo sich auch die Frau bald einfand. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen überreichte er ihr den Schleier. Sie verlangte nun ein Kohlenfeuer, und als er es ihr brachte, verbrannte sie zwei Stellen an dem Schleier. Alsdann legte sie ihn wieder zusammen, nahm ihn unter ihr Kleid und ging damit in das Haus des Seidenhändlers. Sie klopfte an die Thür und sogleich kam die Frau des Kaufmanns ihr entgegen und sprach: „Wer ist da?“— „Ich bin Hariffa, die Freundinn deiner Mutter.“ Diese kam nämlich oft in das Haus des Kaufmanns. — „Was ist dein Begehr?“ fragte jene, „meine Mutter ist nicht zu Hause.“ — „Meine Tochter,“ erwiederte die Alte, „die Stunde des Gebets nahet heran und ich wollte die Abwa-

schungen in deinem Hause verrichten, weil seine Bewohner den Ruf der Frömmigkeit haben. Sie wurde sogleich hereingelassen und ihr ein Zimmer angezeigt, wo sie die Abwaschungen verrichten konnte, allein sie verließ es sehr bald wieder, und verlangte ein andres Gemach, um ungestörter beten zu können, weil die Dienerinnen des Hauses sie bis jetzt immer unterbrochen hätten. Mardye führte daher die Alte in das Schlafgemach ihres Gemahls. Hier betete sie und benutzte einen Augenblick, wo die Hausfrau sie nicht beobachtete und stopfte den Schleier unter das Kopfkissen ihres Mannes. Darauf begab sie sich zu der jungen Frau, dankte ihr und ging davon. Gegen Abend kam der Mann nach Hause. Seine Frau setzte ihm Speise vor, und als die Betzeit herankam, begab er sich in sein Schlafzimmer, um zu beten. Als er sich auf das Kissen stützte, bemerkte er unter demselben den Schleier, zog ihn hervor und erkannte ihn für denjenigen, welchen der junge Mann vor kurzem bei ihm gekauft hatte. Natürlich bildete er sich sogleich ein, der junge Mann müsse bei seiner Frau gewesen sein. Er verbarg sofort den Schleier, hütete sich aber, ein Wort gegen seine Frau hierüber zu äußern, denn er fürchtete dies möchte zu einem Gerede in der Stadt Anlaß geben und er dadurch die Gunst des Chalyfen verlieren. Eines Tages indeß rufte er sie zu sich, und sprach: „Ich habe so eben gehört, deine Mutter sei sehr unwohl, und sie verlange, daß du sogleich zu ihr kommen möchtest.“ Sie stand daher augenblicklich auf, und voll Besorgniß wegen ihrer Mutter, eilte sie schnell zu dieser; allein, als sie eintrat, fand sie die Alte sehr heiter und gesund. „Sage mir,“ fragte die Mutter, „wie kommt es, daß du zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu mir kommst?“ Mardye sagte ihr die Ursache, und als sie noch drüber im Gespräch waren und jede ihre Muthmaßungen äußerte, siehe, da kamen

auch schon die Lastträger und brachten ihre Ausstattung und ihr ganzes Eigenthum zurück. Da sprach die Mutter: „Es muß etwas zwischen euch beiden vorgefallen sein, ich dringe darauf, daß du mir es sagest.“ Die Tochter hingegen versicherte, daß ihr nichts der Art bekannt wäre. „Es ist unmöglich,“ sagte hierauf die Mutter, „daß ein solches Benehmen nicht durch einen bedeutenden Vorfall veranlaßt worden sein sollte.“ Allein die Tochter bestand auf ihrer ersten Aussage. Darüber betrübte sich die Mutter außerordentlich und weinte, denn es that ihr weh, ihre Tochter von einem so reichen Manne verstoßen zu sehn. Nach Verlauf eines Monats trat Hariffa, jene Alte, zu der Mutter der Mardye herein, stellte sich sehr bestürzt und sprach: „Ich habe so eben gehört, daß Abulfateh deine Tochter verstoßen hat. Das betrübt mich außerordentlich und ich habe nicht aufgehört, Tag und Nacht für sie zu beten. Aber wo ist denn deine Tochter?“ — „Sie ist betrübt,“ erwiederte die Mutter, „und hat sich in dieses Gemach zurückgezogen. Sie weint und trauert, daß nun niemand mehr mit ihr sprechen will. Ich fürchte sehr, daß der Schmerz sie am Ende überwältigt und daß sie stirbt.“ — „Das verhüte Gott,“ erwiederte die Alte, „so weit soll es nicht kommen, ich will versuchen, sie mit ihrem Manne wieder auszusöhnen. Aber morgen ist bei mir ein großes Fest, wegen der Verheirathung meiner Tochter. Ich wünschte sehr, daß die deinige dabei sein, durch ihre Gegenwart mein Haus beglücken, und sich zerstreuen möchte.“ Dieses bewilligte die Mutter sehr gern, zog Mardyen kostbare Kleider an, schmückte sie, und darauf führte die Alte sie mit sich hinweg. Statt sie aber in ihr eigenes zu führen, führte sie jene zu Gabr...
Mardye indessen glaubte in dem Hause der Alten angekommen zu sein.

Neunhundert sieben und neunzigste Nacht.

Als Gadryf sie sahe, näherte er sich ihr, küßte ihr die Hand und ersuchte sie, an einem Tische Platz zu nehmen, auf welchem er die kostbarsten Speisen und Getränke aufgesetzt hatte. Mardye, welche glaubte, er sei der Bräutigam der Tochter Hariffa's, ließ sich nicht lange nöthigen, und auf diese Weise aßen und tranken sie denn miteinander und waren sehr vergnügt. Allein sehr bald erklärte er ihr, daß er sie liebe, und sie konnte nicht umhin, ihn ebenfalls sehr liebenswürdig zu finden. Leider brach nun aber die Zeit an, wo sie zu ihrer Mutter zurückkehren sollte; indeß die Alte ließ sich bewegen, bei ihrer Mutter um Verlängerung der Erlaubniß anzuhalten, und erhielt auch dieselbe. Nachdem die Zeit verstrichen war, brachte die Alte Mardyen wieder zu ihrer Mutter zurück, und ihre Mutter bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Traurigkeit sich etwas vermindert hatte. Die Alte aber ging sofort zu Gadryf und sagte ihm: „Nun müssen wir aber auch wieder gut machen, was wir Böses angerichtet haben, und die Frau ihrem Gatten wiederbringen, denn nicht trennen, sondern vereinigen, ist löblich.“ — „Wie können wir das machen?“ fragte Gadryf. — „Gehe du nur,“ sagte sie, „in den Laden ihres Mannes und unterhalte dich mit ihm. Ich werde dort vorbeigehn. Sobald du mich nun siehest, so springe aus dem Laden und ergreife mich, schelte mich aus, verlange von mir den Schleier und sage zu gleicher Zeit dem Kaufmanne und den Anwesenden: „Du erinnerst dich wohl noch an den Schleier, den ich bei dir gekauft hatte, den habe ich meine Sklavinn nur ein einziges Mal tragen lassen. Sie räucherte sich nämlich, und da fiel ein Funken Feuer auf ihn, der ihn an zwei Orten versehrte. Da gab ihn denn meine Sklavinn dieser Alten, um ihn ausbessern zu lassen,

und diese nahm ihn zwar in Empfang hat mir ihn aber bis heute noch nicht zurückgebracht."

Gadryf versprach, das zu thun, und begab sich sogleich zu Abilfateh, grüßte ihn, und unterhielt sich mit ihm. Kurz darauf sah er die Alte vorbeigehn, welche betete. Gadryf sprang auf, hielt die Alte bei den Kleidern fest, und fing an, sie auszuschelten. Sie aber schmeichelte ihm und sprach: „Lieber Sohn, was fehlt dir?" Da wandte sich Gadryf zu den Umstehenden, und sprach: „Wisset, daß ich von diesem Kaufmanne einen Schleier um zwanzig Goldstücke gekauft habe. Meine Sklavinn hat ihn umgemacht, und wollte eben sich räuchern, als ein Funken aus dem Räucherbecken auf den Schleier flog, und ihn an zwei Orten verbrannte. Wir gaben ihn daher dieser Alten um ihn auszubessern und ihn dann wieder uns zurückzubringen; aber von jenem Tage an haben wir sie nicht mehr wiedergesehen." — „Der Mann hat ganz recht," erwiederte die Alte, „ich habe den Schleier von ihm in Empfang genommen; aber ich habe ihn irgenwo liegen lassen, und nun besinne ich mich nicht mehr, wo. Ich bin arm, und kann ihm keine Entschädigung dafür geben." Der Kaufmann, der diese Erzählung aufmerksam angehört hatte, dachte darüber nach, und sah ein, daß er seiner Frau wohl Unrecht gethan haben könne. Doch fragte er die Alte, ob sie ihn etwa bei ihm vergessen hätte? — Da sagte diese: „Ich trete bald hier, bald dort ein, und habe schon überall nachgefragt, aber niemand hat mir Nachricht gegeben." — „Hast du auch in meinem Hause nachgefragt?" erkundigte er sich weiter. — „Ich bin auch bei dir gewesen, fand aber niemanden, und späterhin wurde mir gesagt, du hättest deine Frau verstoßen." Nunmehr wandte sich der Kaufmann zu Gadryf, und sprach: „Laß die Frau gehen; ich werde dir deinen Schleier wiedergeben, und ihn ausbessern lassen." Als die Alte dieses hör-

te, stellte sie sich, als wenn sie sehr verwundert darüber wäre, dankte dem Kaufmann, und ging davon. Die Anwesenden erstaunten über diese Begebenheit, und der Kaufmann holte den Schleier, übergab ihn in Gegenwart Gadryfs einem Manne, der ihn ausbessern mußte, und da er sich überzeugte, daß er gegen seine Frau ungerecht gewesen wäre, schickte er zu ihr, ließ sie um Verzeihung bitten, machte ihr Geschenke und brachte es so weit, daß sie wieder zu ihm kam.

Du siehst also, o König, welche List die Weiber anwenden, um zu ihren Zwecken zu gelangen, sollten sie auch zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen.“ Der König, durch dieses neue Beispiel überzeugt, verschob nochmals die Hinrichtung seines Sohnes.

Zur Nachtzeit aber kam ein Gesandter von dem Sohne des Königs an die Gesammtheit der Wesyre an, und lud sie ein, vor ihm zu erscheinen. Sie eilten zu ihm, und er empfing sie aufs freundlichste, lobte sie, und dankte ihnen, daß sie ihn bei seinem Vater vertheidigt hätten, um ihn am Leben zu erhalten. Zugleich versprach er ihnen, sie einst dafür zu belohnen, und erzählte ihnen hierauf den ganzen Hergang der Sache, und die Ursache seines Schweigens. Sie freuten sich darüber, wünschten ihm Heil und Seegen, und gingen davon. Am achten Tage setzte sich der König auf den Thron in dem Gerichtsaale, und sein Sohn trat zu ihm herein, geführt von seinem Lehrer Sindbad. Beide verneigten sich vor ihm auf die Erde, und der Sohn des Königs fing an, seinen Vater so wie dessen Wesyre und Hofleute zu preisen.

Neunhundert acht und neunzigste Nacht.

Alles dieses geschah in Gegenwart der Weisen, Rechtsgelehrten und vornehmsten Männer, welche alle über die

Geläufigkeit seines Ausdrucks und über seine Beredtsamkeit erstaunt waren. Der König freute sich ebenfalls, küßte ihn, und rief seinen Lehrer Sindbad, behandelte diesen sehr freundlich, und fragte ihn um die Ursache des Stillschweigens, welches sein Sohn sieben Tage lang beobachtet hätte. „Ich habe es ihm selbst angerathen," erwiederte Sindbad, „aus Furcht vor einem Unglück, welches ihm während dieser sieben Tage bevorstand. Sein Geschick wollte es, daß er sich durch Schweigen rettete und gelobt sei Gott, daß es gelungen ist." — „Doch," sprach der König, „wem wäre die Schuld zuzuschreiben gewesen, wenn ich meinen Sohn getödtet hätte? Mir? der Frau? oder seinem Lehrer?" Da sprachen die Gegenwärtigen: „Das können wir nicht entscheiden." Nun erhob sich der Sohn des Königs, und sprach: „Höre, o Herr, folgende Geschichte."

Geschichte des Kaufmanns.

Ein Kaufmann erhielt einst unerwartet mehrere Gäste, da schickte er sein Mädchen auf den Markt, um einen Topf Milch zu holen. Diese kaufte die Milch, und trug sie sodann nach Hause zu ihrem Herrn. Unterwegs flog ein Raubvogel über ihr vorbei, der in seinen Klauen eine giftige Schlange trug, welche ihr Gift tropfenweise fallen ließ. Zum Unglück fielen einige Tropfen Gift in den Topf, ohne daß es die Sklavinn bemerkte. Als diese nun bei ihrem Herrn anlangte, nahm er ihr die Milch ab, trug sie auf, und genoß mit seinen Gästen davon, welche alle davon nach einiger Zeit starben."

Jetzt wandte sich der Sohn des Königs zu denen, welche um ihn standen, und sprach: „Wem glaubet ihr wohl, daß die Schuld von diesem Unglück zuzuschreiben sei? Der

Sklavinn, welche die Milch gebracht hat, oder der Gesellschaft, welche sie genossen hat?" — Da sprach einer von der Versammlung: „Die Gesellschaft selbst ist Schuld daran, daß sie die Milch nicht vorher untersucht hat." — „Nein," sprach ein anderer, „die Sklavinn trägt allein die Schuld, weil sie den Topf nicht zugedeckt hat." — „Und was sagst du?" fragte der weise Sindbad den Sohn des Königs. — „Das Lebensziel dieser Leute war gekommen," antwortete dieser, „daher mußte sich ihnen der Tod nahen. Das ist der wahre Grund ihres Sterbens." Da wunderten sich alle Anwesenden, priesen den Sohn des Königs, und sagten: „Du bist der Weise deiner Zeit." — „Mit nichten," antwortete der Prinz; „die Geschichte des blinden Greises wird euch belehren, daß dieser weiser war, als ich."

Geschichte des blinden Greises.

Ein sehr reicher Kaufmann, den seine Geschäfte oft zu reisen nöthigten, mußte sich einst in ein entferntes Land begeben. Vorher fragte er diejenigen, die oft dahin zu reisen hatten, welche Waare wohl dort den meisten Absatz fände. Da sagte man ihm: das Sandelholz. Er kaufte daher eieinen großen Vorrath davon. Als er nun an das Ziel der Reise kam, war es schon spät Abends, und er war besorgt, in dieser Stadt eine gute Wohnung zu finden. Da begegnete er einer Frau, an die er sich deshalb wandte. „Wer bist du?" fragte ihn diese. — „Ich bin ein Kaufmann," antwortete er ihr, „bin hier fremd, und komme aus einem entfernten Lande." — „Hüte dich," erwiederte sie ihm, „vor den Bewohnern dieser Stadt. Sie suchen auf alle Art die Fremden zu betrügen. Dabei sind sie sehr listig

und diebisch, und es macht ihnen die größte Freude und Ehre, einen Fremden hintergangen zu haben. Lachend verzehren sie dann sein Hab' und Gut." Am Morgen begegnete ihm ein Mann aus dieser Stadt. Dieser grüßte ihn, und fragte ihn sehr zuvorkommend: „Wer bist du? und woher kommst du?" — „Ich bin ein Kaufmann, und komme aus Samarkand." — „Was hast du denn für Waaren mitgebracht?" fragte ihn der Mann. — „Sandelholz habe ich mitgebracht," war des Kaufmanns Antwort; „denn man hat mir gesagt, es habe in dieser Stadt einen hohen Werth." — „Der dir das gesagt hat, hat dich sehr betrogen," entgegnete jener, „hier zündet man das Feuer damit an, und allen Bewohnern dieses Landes dient es als Brennmaterial. Es gilt hier nichts mehr, als das gewöhnliche Brennholz." Darüber war der Kaufmann sehr erstaunt, bereute es sehr, so viel Sandelholz gekauft zu haben, und war fast in Verzweiflung, den größten Theil seines Vermögens so dabei verlieren zu müssen. Er begab sich nunmehr in einen der Gasthöfe der Stadt, und als die Nacht anbrach, sah er einen Kaufmann, der unter einem Kessel Feuer anmachte, und zwar, wie er leider sah, mit Sandelholz. Das war indeß blos eine veranstaltete List des Mannes, mit dem er geredet hatte. Der fremde Kaufmann aber glaubte nun gewiß, daß das Sandelholz in dieser Stadt wirklich einen so geringen Werth habe, und schloß mit dem Manne, der das Feuer anzündete, einen Handel ab, durch welchen er ihm sein ganzes mitgebrachtes Sandelholz verkaufte, und zwar verpflichtete sich der Käufer, ihm dafür einen Sack von dem, was er sich wünschen würde, zu füllen, und ließ dieses kostbare Holz in seine Speicher bringen.

Der Kaufmann aber ging voll Betrübniß ein andermal wieder aus. Er hatte blaue Augen. Nun war in dieser Stadt ein Mann, welcher eben solche blaue Augen hatte, wie

er, dabei aber einäugig war. Dieser sah es jenem sogleich an, daß er ein Fremder wäre, lief daher auf ihn zu, fiel ihn wüthend an, und rief: „Du hast mir mein Auge gestohlen! Ich lasse dich nicht los, es sei denn, du giebst mir eine Entschädigung dafür.“ Der Kaufmann weigerte sich, und so entstand ein Wortwechsel, der viele Leute herbeizog; diese brachten es dahin, daß sie sich bis morgen geduldeten. Indeß verlangte der Einäugige ein Pfand für seine Zurückkunft, ohne welches er ihn nicht loslassen wollte. Der Kaufmann gab ihm eins und ging davon.

Unterdeß war einer seiner Schuhe zerrissen, und er gab ihn daher einem Schuhflicker mit den Worten: „Bessere ihn aus, und was dich befriediget, werde ich dir dann geben.“ Mit diesen Worten ging er davon, und blieb unterweges bei einer Menge von Leuten stehen, welche das Richterspiel 10) spielten. Er gesellte sich zu ihnen, um sich von seinem Kummer und Aergerniß zu zerstreuen. Da baten sie ihn, mit ihnen zu spielen, welche Einladung er annahm. Zum Unglück aber verlor er, und der Sieger verurtheilte ihn, das Wasser des Meeres auszutrinken, oder ihm eine große Summe Geldes auszuzahlen. Darüber war er ganz außer sich, und sprach: „Laß mir Zeit bis morgen.“ Diese Frist wurde ihm gestattet, und der Kaufmann entfernte sich höchst betrübt, und wußte nun nicht, wo er hingehen sollte. Während er so in seinen Gedanken vertieft war, kam eine alte Frau und sprach: „Es scheint mir, du bist ein Fremder.“— „Freilich bin ichs,“ sprach er verdrüßlich. — „Nun wohl, so hüte dich vor den Bewohnern dieser Stadt; denn es sind unverschämte Betrüger. Ich sehe dich so betrübt, es ist dir gewiß schon etwas begegnet?“ Er erzählte ihr hierauf alles, was ihm begegnet war. „Der erste Betrug, den man an dir ausgeübt hat,“ erwiederte die Alte, „ist der mit dem Sandelholz; denn das Pfund gilt hier zehn Gold-

stücke. Ich wünsche sehr, daß du noch zu deinem Gelde kommen mögest. Ich kann dir nichts weiter rathen, als daß du an das Stadtthor gehest; dort wirst du einen blinden Greis sitzen sehen, der ein sehr weiser und unterrichteter Mann ist. Er kennt alle Schelme und Betrüger dieser Stadt: denn alle Abende kommen sie zu ihm, erzählen ihm alle ihre Streiche, und holen sich Rath bei ihm. Kannst du dich also verbergen oder verkleiden, so gehe hin, damit du sie reden hörest, ohne von ihnen gesehen zu werden. Ich rathe es dir sehr, versäume es ja nicht; vielleicht hörest du dort etwas, was dir sehr nützen kann." Sie ging davon, und der Kaufmann begab sich an den bestimmten Ort, wo er auch den Greis wirklich fand. Er versteckte sich ganz nahe bei ihm, und es dauerte nicht lange, so hatte sich auch schon eine Menge Leute bei ihm versammelt. Zu seiner Freude bemerkte er unter ihnen auch die vier Schelme, die ihn betrogen hatten. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, erzählte jeder dem Greise, was ihm den Tag über begegnet war. Endlich kam auch der Mann, der das Sandelholz gekauft hatte, und sagte ihm: „Ich habe heute Sandelholz fast umsonst gekauft, und zwar um einen Sack voll von dem, was der Käufer wünschen würde." — „Du hast einen sehr schlechten Handel gemacht," erwiederte der Greis. „Deine Gegenparthei kann vor dem Richter ihren Prozeß gewinnen." — „Wie so das? Und wenn er einen großen Sack voll Gold verlangte, so würde ich ihm denselben gern geben, denn ich würde noch viel dabei gewinnen." — „Siehst du denn nicht ein," entgegnete ihm der Greis, „daß, wenn er von dir einen Sack voll Flöhe verlangt, halb Männchen und halb Weibchen, du ihm dieselben nicht geben kannst?" — Da sah er ein, daß er nicht gewinnen würde, und zog sich zurück.

Nun trat der Einäugige hervor, und sprach: „Heute

abe ich einen Mann, der eben solche blaue Augen hatte
ls ich, getroffen; diesen habe ich angefallen, und zu ihm
esagt: „Du hast mir mein Auge gestohlen;" und ich habe
ın nicht eher von mir gelassen, als bis er sich durch ein
)fand verpflichtete, mir das zu geben, was ich verlangen
ürde." — „Wenn der Mann wollte," sagte der Greis,
so könnte er dich überlisten." — „Und wie das?" —
Wenn er dir nun sagte: Reiß vorher dein Auge aus, und
h will eins von meinen ausreißen; dann wollen wir sie ge-
en einander wiegen. Sind sie einander an Gewicht gleich,
wird man dadurch erst sehen, ob es wahr ist, was du
ehauptest. Dann," fügte der Greis hinzu, „bist du ei-
es Betruges überführt, und du wirst ganz blind sein, da
: nur einäugig sein wird." Da sah dieser ein, daß er
berlistet werden könne, und zog sich zurück.

Neunhundert neun und neunzigste Nacht.

Nunmehr trat der Schuhflicker hervor: „O Greis, es
t heute ein Mann zu mir gekommen, der hat mir einen
Schuh zum Ausbessern gegeben. „Was gibst du mir da-
ür?" fragte ich ihn. „Was dir Freude machen wird,"
ar die Antwort. Ich verlange aber nichts weniger, als
in ganzes Vermögen." Da sagte zu ihm der Greis: „Wenn
: wollte von dir nehmen, anstatt dir zu geben, so könnte
: es thun." — „Und wie denn?" — „Wenn er dir nun
gte," fuhr der Greis fort, „der Sultan hat seine Feinde
esiegt, seine Gegner in die Flucht geschlagen, und seine
Bundesgenossen vermehrt. Macht dir diese Nachricht Freu-
e?" Wenn du sagst: ja, so nimmt er seinen Schuh, und
eht fort, ohne dir weiter etwas zu geben. Sagst du aber:
ein, so wird dir der Hals abgeschlagen." Hier erkannte
r, daß er überlistet werden könne, und trat zurück.

Nun sprach derjenige, der mit dem Kaufmann das Rich-

terspiel gespielt hatte, zum Greise: „Ich spielte heute mit einem Manne, und habe gewonnen. Da trug ich ihm auf, entweder das Meer auszutrinken, oder wenn er das nicht könnte, mir einen Theil seines Vermögens zu geben.“ – Da sprach der Greis zu ihm: „Wenn er wollte, so könnte er dich überlisten.“ — „Und wie das?“ fragte jener. – „Er darf dir nur sagen,“ erwiederte der Greis, „du sollest die Ausflüsse der Ströme verstopfen, denn nur das Meer habe er sich verpflichtet zu trinken, nicht aber die Ströme, die sich hinein ergießen. Das wirst du aber nicht können, und dann würde der Urtheilsspruch der Richter gegen dich ausfallen.“ Hieraus ersah er, daß er verlieren könne.

Sodann nahten sich noch mehrere andre dieses Gelichters dem Greise, und erzählten ihm, was sie den Tag über gethan hatten. Der Kaufmann aber merkte sich wohl, was der Greis gesagt hatte, dankte ihm in seinem Herzen, und ging froh von dem Orte, wo er sich verborgen hatte, ohne bemerkt zu werden, nach Hause, und erwartete ruhig den andern Morgen. Der Tag war noch nicht lange angebrochen, als sich auch schon einer von den Betrügern bei ihm meldete, und zwar derjenige, mit dem er das Richterspiel gespielt hatte. Der Kaufmann sagte ihm, daß er sein Versprechen nicht zurücknähme. „Du mußt aber vorher,“ sagte er, „die Mündungen der Flüsse und Bäche verstopfen, damit ich das Meer, wie du gewollt hast, austrinken kann.“ Der Betrüger fand hier kein Mittel, auszuweichen. Er sah, daß er sich selbst eine Grube gegraben hatte, und der Kaufmann ließ ihn nicht eher los, bis er ihm hundert Goldstücke ausgezahlt hatte. Er ging darauf davon, und der Kaufmann schöpfte nun Muth, ging zum Schuhflicker, und sagte zu ihm: „Der Sultan hat seine Feinde überwunden, seine Gegner unterdrückt, seine Hülfsvölker haben sich vermehrt, und seine Familie ist zahlreicher geworden. Bist du damit

ufrieden?" — „Sehr wohl," erwiederte jener, und der Kaufmann nahm nun seinen Schuh, ohne irgend einen Lohn zu geben, und ging davon. Kaum war er zwei Schritte gegangen, als der Einäugige ihm begegnete, und ihm zurief: „Gieb mir mein Auge." — „Sehr gern," antwortete der Kaufmann, „reiß aber vorher das deinige aus; ich werde zugleich eins von meinen ausreißen; dann wollen wir sie wiegen, wenn dann eins so viel wiegt, als das andre, so werde ich sehen, daß dein Vorgeben, daß ich dir nämlich dein Auge gestohlen habe, wahr ist, und du kannst mir dann dein Auge wieder abnehmen. Sind sie aber von verschiedenem Gewicht, so erkenne ich, daß du ein Lügner bist, und werde dich vor dem Richter anklagen, um Ersatz für mein Auge zu erhalten." Bei diesen Worten wurde der Betrüger kleinmüthig, bat erst um Erlaß, dann um Aufschub. „Ich bin ein Fremder," antwortete der Kaufmann, „und kann niemandem Aufschub verstatten, und ich lasse dich daher nicht los, bis du mir Genugthuung verschafft hast." Da sah sich der Betrüger genöthigt, ihm hundert Goldstücke auszuzahlen. Hierauf begab sich der Kaufmann zu demjenigen, der ihm sein Sandelholz abgekauft hatte, und verlangte Bezahlung. „Was willst du für dein Sandelholz haben?" fragte ihn dieser. — „Ganz, wie wir den Accord mit einander gemacht haben; einen Sack voll dessen, was mir belieben wird." — „Was verlangst du denn?" fragte jener; „ich will nicht geizig gegen dich sein, und wenn du den Sack voll Gold verlangst, ich würde dir ihn geben." — „Ich verlange kein Gold," erwiederte der Kaufmann. — „Was willst du denn?" — „Ich will einen Sack voll Flöhe, halb Männchen und halb Weibchen." — „Das ist ja ganz unmöglich," sagte jener; „das kann dir niemand geben." — „Gestehe also," sagte der Kaufmann, „daß ich dich überlistet habe, und ich verlasse dich nicht eher, als bis du mir

Entschädigung giebst." Da kaufte sich der Betrüger mit hundert Goldstücken los, und gab ihm das Sandelholz zurück. Er verkaufte dieß nun in kurzer Zeit, machte großen Gewinn dabei, und kehrte in sein Land zurück, — ein Glück, welches er kaum zu erreichen gehofft hatte!

Doch," fügte der Sohn des Königs hinzu, „ist das noch nicht so sonderbar, als die andere Geschichte."

Geschichte des Knaben von fünf Jahren.

Vier Kaufleute vereinigten sich zu einem Geschäft, wozu sie insgesammt tausend Goldstücke beitrugen, welche sie in einen Beutel thaten. Drauf gingen sie fort, um dafür Waaren einzukaufen. Auf ihrem Wege mußten sie an einem großen Garten vorbei, dessen Schönheit sie einlud, einzutreten.

Tausendste Nacht.

Sie gingen auch wirklich in den Garten hinein, und übergaben den Beutel der Gärtnersfrau zum Aufbewahren. Hierauf besahen sie sich die Anlagen, aßen von den Früchten, die auf den Bäumen prangten, tranken von den Quellen, und ergötzten sich auf alle Art. Da sprach einer unter ihnen: „Ich habe sehr wohlriechende Seife bei mir; kommt, wir wollen uns bei dieser schönen Quelle das Gesicht und die Haare waschen." — „Dazu brauchen wir aber einen Kamm," sagte ein anderer. — „Den wird uns wohl die Gärtnersfrau borgen," sagte ein dritter, und in demselben Augenblicke lief einer schon, um einen Kamm zu holen. Dieser hatte indeß einen Betrug im Sinne; denn er forderte von

der Gärtnersfrau den Beutel. Allein sie sagte: „Ich gebe ihn dir nicht, außer, wenn ihr alle beisammen seid, oder deine Gefährten mir befehlen, ihn dir auszuliefern.“ Nun traf es sich aber, daß die Freunde des Kaufmanns an einem Ort standen, an welchem die Gärtnersfrau sie sehen konnte. Da rief der Mann seinen Freunden zu: „Sie will mir ihn nicht geben.“ Da riefen seine Freunde zurück! „Gieb ihm doch!“ denn sie glaubten, er meinte den Kamm. Die Frau aber übergab ihm den Beutel, welchen dieser nahm, und damit eiligst entfloh. Als er nun jenen zu lange ausblieb, gingen sie zur Gärtnerinn, und fragten sie: „Warum gibst du ihm nicht den Kamm?“ — „Bei Gott,“ erwiederte sie, „er hat mir von keinem Kamm gesagt, sondern vom Beutel, den er auch erhalten, und davon getragen hat.“ Da schlugen sie sich vor Aergerniß ins Gesicht, hielten sich an die Frau, und sagten: „Wir haben dir nur befohlen, ihm den Kamm zu geben.“ Sie behauptete indeß, daß er nur den Beutel verlangt hätte. Da führten sie die Frau vor den Richter, erzählten ihm die ganze Sache, und dieser verurtheilte sie zur Wiedererstattung des Geldes. Da ging die Frau ganz außer sich fort, ohne zu wissen, was sie thun sollte. Zufällig ging sie bei einem kleinen Knaben von fünf Jahren vorbei, der in der Straße spielte. Dieser sah sie weinen und fragte sie: „Warum weinest du denn, Mutter?“ Sie aber kehrte sich nicht an ihn, und verachtete ihn, weil er noch so jung war. Doch der Knabe ließ sich nicht abhalten, lief ihr nach, und hörte nicht eher auf, sie zu verfolgen, als bis sie ihm endlich ihr Unglück erzählte. Da sprach er zu ihr: „Schenke mir eine Drachme, daß ich mir Zuckerwerk kaufen kann: da will ich dich von deinem Kummer befreien.“ — „Was weißt du denn von solchen Sachen? du bist ja noch ein Kind!“ — „Ich habe dir es gesagt,“ erwiederte er, „und ich nehme es auf mich.“ —

Sie gab ihm also fünf Drachmen; diese nahm er mit Freuden, und sagte: „Gehe nur zu dem Richter zurück, und bitte ihn, daß er alle vier Männer zusammen vor sich ladet. Dann wollest du ihnen den Beutel wiedergeben, wie es verabredet war.“ Sie begab sich also zum Richter, und sprach: „Mein Herr, es ist die Verabredung gewesen, daß ich den Beutel nur in Gegenwart aller Viere zurückgeben soll. Laß sie also vor dir erscheinen; dann will ich ihnen den Beutel wiedergeben.“ Zugleich wandte sie sich zu ihren Anklägern, und sprach: „Verschafft mir euren vierten Freund. Wenn ihr dann alle beisammen seid, so sollt ihr den Beutel haben. Sie gingen nun davon, um ihn zu suchen, die Gärtnersfrau aber ging ganz unbesorgt nach Hause, und es ist wohl sicher, daß sie ihren Freund nicht wiedergefunden haben werden.

Da freute sich der König über seinen Sohn so wie auch alle versammelten Wesyre und Großen des Reichs, und alle bezeigten ihm ihren Beifall. Der König fragte hierauf seinen Sohn, wie sich die Sache mit jener Frau verhielte, die ihn solcher Verbrechen beschuldigte. Da rechtfertigte sich der Sohn, und schwur bei dem erhabnen Gotte, daß dergleichen nie in seinen Sinn gekommen sei, sondern daß sie im Gegentheil jenen schändlichen Anschlag gemacht habe, und ihn zu ihrem Manne habe erwählen wollen. „Ich habe mich wohl stets dagegen gesträubt,“ fügte er hinzu, „sie aber hat mir immer vorgespiegelt, daß ich dann König sein würde, sobald sie dich nämlich durch Gift umgebracht hätte. Darüber wurde ich denn erzürnt und sprach bei mir selbst: „O du Schändliche, wenn ich werde reden dürfen, so sollst du deinen Lohn empfangen.“ Da fürchtete sie sich vor mir, und ließ sich nun zu der Handlung verleiten, die dir bekannt ist.“

Der König befahl nun, die Frau vorzuführen; und fragte inzwischen die Anwesenden: „Welche Todesart soll

diese Frau jetzt erleiden?" — Da sagten die einen: „Es soll ihr die Zunge ausgeschnitten werden." Andere sagten dagegen: „Die Zunge soll ihr erst ausgeschnitten, dann aber verbrannt werden." Nunmehr trat die Verbrecherinn herein und redete die Versammlung mit folgenden Worten an: „Mein Verhältniß zu euch gleicht der Geschichte von dem Fuchse." — „Wie lautet diese Geschichte?" fragte man sie.

Geschichte von dem Fuchse.

„Man erzählt, o großer König," fing sie an, „daß ein Fuchs einst über die Stadtmauer in eine Stadt kam, sich in die Werkstatt eines Gärbers schlich, alles darin befindliche verwüstete, und sogar die Felle zernagte. Da ersann sich der Gärber eine List, um ihn zu fangen, und wirklich wurde er auch seiner habhaft. Er schlug ihn nun nach allen Kräften, und zwar so, daß der Fuchs ganz bewegungslos unter seinen Händen liegen blieb. Da dachte der Gärber, er wäre todt, und warf ihn auf die Straße, nahe beim Stadtthore. Eine alte Frau kam da vorbei, und sagte: „Wie kommt dieser Fuchs hieher? doch Fuchsaugen sollen ja gut sein gegen das Weinen der Kinder, wenn man sie ihnen anhängt." Sie riß ihm also das rechte Auge aus. Kaum war sie weggegangen, als ein Junge vorbeikam, dem der Schwanz des Fuchses gefiel, und der diesem daher den Schwanz abschnitt. Hierauf ging ein Mann vorbei, welchem, als er den Fuchs so daliegen sah, einfiel, daß die Galle des Fuchses die Schwäche des Auges vertreibt, wenn es damit bestrichen wird, und der daher sagte: „Diese Gelegenheit muß ich benutzen, um dem Fuchs die Galle zu nehmen." Als der Fuchs dies hörte, dachte er bei sich selbst: „das Ausreißen des Auges und das Abschneiden

des Schwanzes habe ich wohl ertragen können; aber den Bauch mir aufschneiden zu lassen, so weit geht meine Geduld nicht." Sogleich sprang er daher auf, und eilte zum Stadtthore hinaus.

Hier bemerkte Scheherasade den Morgen, und hörte auf, den Sultan durch ihre Unterhaltung zu bezaubern. In der kommenden Nacht begann sie folgendermaaßen:

Tausend und Eine Nacht.

„Man sagt, o Sultan, daß jene Frau dem Könige weiter erzählte, wie der Fuchs glücklich aus der Stadt entkommen, und auf diese Weise sein Leben gerettet habe, wie er nimmermehr geglaubt hätte. Da sagte der König: „Ich will die Verurtheilung der Frau meinem Sohne überlassen: er mag sie vorher foltern, oder gleich tödten lassen." Der Sohn des Königs nahm nun das Wort und sagte: „Verzeihen ist besser, als Rache nehmen; so handelt der Edle." — „Ich überlasse es dir ganz," sagte hierauf der König. —„Wenn das ist," erwiederte der Prinz, „so schenke ich ihr die Freiheit: aber," indem er sich an sie wandte, „verlaß auf immer unsre Nähe. Gott hat dir deine früheren Uebelthaten verziehen." Hierauf stand der König von seinem Throne auf, und ließ seinen Sohn auf selbigen setzen, nahm dann die Krone vom Haupte, krönte seinen Sohn damit, und befahl, daß diesem gehuldigt werden solle. „Denn," fügte er hinzu, „ich bin alt; ich will mich nun ganz dem Dienste meines Herrn, dem erhabenen Schöpfer aller Welten, widmen, und ich nehme euch hiermit zum Zeugen, daß ich meine königliche Gewalt meinem Sohne übertrage, so wie ich ihm jetzt meine Krone so eben aufs Haupt gesetzt habe." Nunmehr leisteten ihm die Herrn und die Vornehmen des Hofes den Eid der Treue. Der Vater zog sich sofort in eine fromme Einsamkeit zu

rück, und der Sohn hörte nicht auf, dem Reiche mit Gerechtigkeit vorzustehen, und dasselbe durch wohlthuende Handlungen zu erfreuen. Seine Macht und seine Größe nahm täglich zu, bis ihn endlich das Gewisse [11] erreichte."

Hier bezeigte der König Schacherbas seine Verwunderung mit den Worten: „Bei Gott, ich sehe aus allen diesen Geschichten, daß der Gottlose und Ungerechte sich kein Gewissen daraus macht, seine Unterthanen zu tödten." Er ließ sich das von Scheherasade bisher Erzählte zur Warnung dienen, und bat Gott, daß er ihm bei seinem Vorsatze, gut und gerecht zu werden, behülflich sein möge. Dann wandte er sich zu Scheherasade, und sprach: „Erzähle mir doch noch etwas von deinen schönen Geschichten, und zwar noch eine recht niedliche. Das mag denn die letzte sein." — „Ich gehorche dir sowohl aus Liebe als aus Ehrerbietung sehr gern," erwiederte Scheherasade.

Man hat mir erzählt, — fuhr sie nun fort — daß ein Mann zu sagen pflegte: „Durch Gewalt und Zwang kann man das Glück erringen!" allein um ihm das Gegentheil zu beweisen, erzählte ihm einer seiner Freunde folgende Geschichte:

„Ich habe viele Reisen gemacht, bin in mehrere große Städte gekommen, und gelangte, als ich schon alt war, einst auch in eine Stadt, worin ein König von dem Geschlechte der Tubbaa [12] regierte. Dieser spielte mit dem Leben seiner Unterthanen, unterdrückte die Frommen, und verwüstete das Land. Er hatte einen Bruder, der in Samarkand herrschte. Beide hatten schon lange in ihren Königreichen gelebt, als sie einst große Sehnsucht empfanden, sich wieder zu sehen. Da schickte der älteste Bruder seinen Wesyr an den jüngeren Bruder ab, und als derselbe bei ihm ankam, machte sich dieser schleunigst reisefertig; denn er empfand nicht minder Sehnsucht, seinen ältern Bruder wiederzusehn.

Zelte aller Art, und alles, was zur Reise nöthig war, wurden aufgepackt, und der König begab sich nach Mitternacht zu seiner Gemahlinn, um von ihr Abschied zu nehmen. Hier sah er aber einen Mann neben ihrem Bette schlafen. Da bemächtigte sich seiner die Wuth; er tödtete sie beide, nahm sie dann bei ihren Füßen und warf sie zum Bette hinab. Ohne sich weiter aufzuhalten, machte er sich sodann auf die Reise, und kam glücklich bei seinem Bruder an, welcher sich sehr freute, ihn wiederzusehen. Er ließ ihn in ein prächtiges Schloß, welches neben dem seinigen lag, einkehren, aus welchem er auch in den Garten seines Bruders sehn konnte.

Hier war er bereits einige Tage, als die Erinnerung an die That seiner Gemahlinn ihm von neuem ins Gedächtniß kam. Er bedachte, wie er sie getödtet, und wie sein hoher Stand ihn nicht vor einem Mißgeschick der Art hatte bewahren können. Dies alles machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er zuletzt weder Speise noch Trank zu sich nahm, und wenn er auch etwas noch genoß, so gedieh es ihm nicht. Sein Bruder bemerkte es zwar; schrieb es indeß dem Schmerz über die Trennung von seiner Familie zu. „Komm," sagte er eines Tages zu ihm, „du mußt dich zerstreuen. Wir wollen auf die Jagd und auf den Fischfang gehen." Allein er lehnte es ab, und der König ging allein auf die Jagd. Als nun der zurückgebliebene Bruder einmal aus seinem Fenster in den Garten hinab sah, da erblickte er die Gemahlinn seines Bruders, und bemerkte, daß sie von zehn Sklavinnen begleitet war, denen zehn Sklaven folgten. Jede von ihnen ging mit einem Sklaven von dannen, und auch die Gattin seines Bruders nahm einen mit sich, und alle brachten ihre Zeit auf die ausschweifendste Art zu. Hierauf gingen sie wieder ins Schloß zurück. Der Bruder des Königs war darüber

äußerst erstaunt, und ihm dünkte sein Unglück erträglicher, da sein Bruder dasselbe Schicksal mit ihm theilte. Seine Krankheit nahm nun ab, und die Eßlust fand sich wieder ein. Nach einigen Tagen kehrte der Bruder zurück, und fand zu seiner Verwunderung, daß jener sich gänzlich erholt hatte. Er fragte ihn, woher seine Krankheit entstanden sei, und wie es doch käme, daß er sich nun wieder wohl befinde. Er erzählte ihm nun ohne Rückhalt alles, was ihm widerfahren war, und was er gesehen hatte. Dieser fand die Sache ganz außerordentlich. Beide Brüder verabredeten nun mit einander, die Sache geheim zu halten, beschlossen, das Königreich zu verlassen, und sich durch Reisen zu zerstreuen; denn sie glaubten, daß niemandem je etwas ähnliches widerfahren könne. Als sie nun so mit einander reisten, erblickten sie auf ihrem Wege eine Frau, die in sieben Kasten eingeschlossen gewesen, welche mit fünf Schlössern verschlossen gewesen waren. Diese Frau war nämlich im Meere von einem Geist bewacht worden; dessen ungeachtet hatte sie Mittel gefunden, mit den beiden Brüdern zu thun, was sie wollte, und den Geist zu überlisten.

Das Benehmen dieser Frau brachte die beiden Könige auf andre Gedanken, und sie wunderten sich blos, wie diese Frau einen Geist, der sie im Grunde des Meeres verwahrte, zu überlisten vermocht hatte. Sie beschlossen sofort, wieder in ihre Königreiche zurückzukehren. Der jüngere begab sich nun nach Samarkand, der ältere aber nach Sina zurück. Hier hatte er bereits ein Jahr auf diese Weise verlebt, daß er täglich ein Mädchen tödten ließ, und sein Wesyr mußte ihm für jede kommende Nacht ein anderes Mädchen überliefern, welche er ihm am andern Morgen jedesmal wieder zum Hinrichten übergab. Dies dauerte eine geraume Zeit so fort. Die Leute wehklagten und murrten, daß sie diese unschuldigen Opfer so hinrichten sehen mußten; das gemei=

ne Volk war in Verzweiflung über das Unglück, in welchem es sich befand, und fürchtete, es sei dies eine von Gott bestimmte Strafe, durch diesen grausamen König nach und nach aufgeopfert zu werden. Die Mädchen aber erfüllten die Lüfte mit ihrem Klagegeschrei, und baten Gott um Hülfe gegen die Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Königs.

Sein Wesyr hatte zwei Töchter. Unter diesen war die erste sehr belesen, besaß viele Kenntnisse, hatte die Bücher der Weisen studirt, und war zugleich sehr verständig, und mit glänzenden Eigenschaften begabt. Diese hörte, was die Unterthanen von ihrem Könige erdulden mußten, und wie er über ihre Töchter verfügte. Sogleich ward sie von der regsten Theilnahme ergriffen und bat Gott, den Hochgepriesnen, daß er doch den König von diesem seltsamen Verfahren abbringen möchte. Gott erhörte auch in der Folge ihr Gebet. Sie fragte nämlich ihre jüngere Schwester um Rath, und sprach: „Ich wollte sehr gern etwas unternehmen, wodurch die Töchter der Unterthanen von dem Unglück, das sie bedroht, befreit würden. Was meinst du, wenn ich mich dem Könige vorführen, und dann dich holen ließe? Wenn du nun zu mir kommst, und der König bereits mein Gemahl ist, so bitte mich, und sprich: „Liebe Schwester, erzähle mir doch eine von den schönen Geschichten, die du weißt, damit wir die Nacht bis zum Morgen angenehm zubringen, denn dann müssen wir uns trennen.“ — „Sehr gern,“ sagte die Schwester „denn auf diese Art wird wenigstens für diese Nacht der König von seinem Vorhaben abgehalten werden, und du wirst in jenem Leben großen Lohn und Barmherzigkeit empfangen, da du dich selbst für andre aufopfern willst. Denn es können nur zwei Fälle statt finden: entweder wirst du hingerichtet, oder du erreichst deinen Zweck.“

Sie führte dies Vorhaben auch wirklich aus, wobei sie vom Glück unterstützt, und von den Verhältnissen begünstigt wurde. Zuerst stellte sie diesen Vorsatz dem Wesyr, ihrem Vater, vor, der sie aber davon abhielt, aus Besorgniß, sie würde hingerichtet werden. Dreimal hatte sie ihn vergebens um Erlaubniß dazu gebeten, worauf er sie endlich durch Beispiele davon abzuhalten suchte. Doch sie wußte ihn ebenfalls durch Beispiele so zu wiederlegen, daß es ihm klar wurde, er werde sie von ihrem Vorsatz nicht abbringen. Sie sagte endlich zu ihm: „Ich muß durchaus diesen König heirathen, damit ich mich zum Opfer für die Töchter der Gläubigen darbringe, denn entweder muß ich ihn von diesem Vorsatze abbringen, oder ich muß sterben.“ Der Wesyr entschloß sich also, den König davon zu benachrichtigen, und sprach zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die sich dir selbst zur Gattinn anbietet.“ — „Wie kannst du dein eigenes Blut so preisgeben?“ erwiederte der König, „da du doch weißt, daß ich jedes Mädchen nur eine einzige Nacht leben lasse, daß jede am andern Morgen sterben muß, und daß du derjenige bist, dem ich die Ausführung des Todesurtheils zu übertragen pflege.“ — „Das habe ich ihr alles vorgestellt,“ erwiederte der Wesyr, „allein sie verlangte nichts, als das Glück, in deine Nähe und in Verbindung mit dir zu kommen. Wohl habe ich ihr manche weise Sprüche vorgestellt; allein sie weiß mir sie immer durch noch treffendere zu widerlegen.“ — „Nun wohl, sie mag die nächste Nacht kommen,“ erwiederte der König, „du aber finde dich morgen früh bei mir ein, um sie zum Tode zu führen, und bei Gott, wenn du sie nicht hinrichtest, so lasse ich euch umbringen.“ Der Wesyr gehorchte, ging nach Hause, und fand seine Tochter weinend. „Warum weinst du, meine Tochter,“ fragte er sie, „du hast ja selbst dein Schicksal gewählt.“ — „Ich weine nur,“ erwiederte sie, „aus Betrüb-

niß, daß ich mich von meiner jüngern Schwester trennen muß; denn so lange ich lebe, sind wir nie einen Augenblick getrennt gewesen, als eben heute. Wenn aber der König mir erlaubt, sie holen zu lassen, daß ich sie sehen, und bis zum Morgen mich mit ihr unterhalten könnte, so würde es eine große Gnade sein."

Als sie darauf beim Könige eingeführt worden war, erlaubte dieser es wirklich, daß die andere Schwester geholt werden durfte. Hier unterhielten sie sich nun eine lange Weile, und als der König das Bette bestieg, um zu schlafen, sagte die jüngere Schwester zur ältern: „Bei Gott, liebe Schwester, ich beschwöre dich, wenn du nicht schläfst, so erzähle uns doch eine von deinen schönen Geschichten, um die Nachtwache bis zum Morgen angenehm zuzubringen, ehe wir uns trennen." — „Sehr gern will ich es thun," erwiederte jene; und nun fing sie an zu erzählen, und der König hörte ihr zu, und fand ihren Vortrag sehr angenehm und ergötzlich. Als sie mit der Geschichte, die sie erzählte, ungefähr in der Mitte war, brach die Morgenröthe an; der König indeß, begierig die Fortsetzung der Geschichte zu hören, fristete ihr Leben bis zur folgenden Nacht, in welcher sie eine andere Geschichte zu erzählen anfing, in welcher sie ebenfalls nur bis zur Mitte kam, als eben die Morgenröthe anbrach. Hier hörte sie abermals auf zu erzählen, und der König verschob ihren Tod bis auf die folgende Nacht, um die Fortsetzung der Geschichte zu hören.

Die Einwohner der Stadt aber freuten sich eben so sehr, als sie sich wunderten, das schon drei Nächte vergangen waren, ohne daß der König die Tochter des Wesyrs hatte umbringen lassen. Sie wünschten den Töchtern des Wesyrs Glück, und priesen sie, daß durch sie der König endlich einmal von seinem grausamen Vorsatz ablasse. In

der vierten Nacht erzählte sie ihm wieder etwas noch schöneres; in der fünften unterhielt sie ihn von den Begebenheiten der Könige, der Wesyre und der Großen des Reichs, und so blieb es immer von einem Tage zum andern, während der König sich jedesmal vornahm, am Ende der Geschichte sie hinrichten zu lassen. Die Leute erstaunten immer mehr, und die Bewohner der entferntesten Gegenden vernahmen mit unendlicher Freude, daß der König seinen grausamen Entschluß aufgegeben habe. Von allen Ländern kehrten die Leute in seine Staaten zurück, bevölkerten von neuem die Städte, die sie verlassen hatten, und alle flehten zu Gott für sein Wohl.

So weit geht die Geschichte, die mir mein Freund erzählt hat."

Da sprach der König: „O Scheherasade, endige nur immer die Geschichte: sie gleicht zu sehr der Geschichte eines Königs, den ich kenne, als daß ich nicht wünschen müßte, zu erfahren, wie es dem Volke dieses Landes noch ferner ergangen ist, und was sie vom Könige weiter sagten." — „Sehr gern will ich es thun," erwiederte sie. „Wisse, o glücklicher, einsichtsvoller und tapfrer König, daß die Leute, als sie sich nun gänzlich überzeugt hatten, daß der König gänzlich aufgehört habe, die Mädchen tödten zu lassen, nunmehr gar nicht aufhören konnten, Gott zu preisen, und für sein Wohl zu beten. Indessen konnten sie nicht unterlassen, nach der Ursache zu forschen, die ihn zu dieser Grausamkeit bewogen haben mochte. Die Weisen, die den wahren Grund wußten, sagten: „Obgleich der König Ursache gehabt hat, über seine Gemahlin zu zürnen, so sollte er doch wissen, daß sich nicht alle Frauen gleichen, so wenig als die Finger der Hand sich alle einander ähnlich sehn."

Als der König Schacherbas diese Geschichte hörte, erwachte er gleichsam wie aus einer Verblendung und rief aus:

„Bei Gott, diese Geschichte ist meine Geschichte. Ach, in welche Wuth und in welchen Zorn war ich nicht versunken, und wie viel Anstrengung hat es ihr nicht gekostet, mich von diesem Wege auf den Pfad des Rechts zu bringen. Gepriesen sei der Urheber der Ursachen! O Scheherasade," fügte er dann hinzu, „du hast mich zu etwas Gutem erweckt, und von meiner Verblendung befreit." — „O König der Könige, die Weisen sagen: „Das Königreich sei ein Gebäude, und die Truppen seien die Grundpfeiler desselben. Sind diese fest, so dauert das Gebäude. Daher geziemt es dem Könige, die Grundpfeiler zu befestigen. Auch ist es nöthig, daß der König seine Truppen vertheile, und gegen seine Unterthanen strenge Gerechtigkeit handhabe, gerade so wie der Gärtner die Bäume verpflanzt, sie nicht beisammen läßt, und das Unkraut und alles Unnütze abschneidet. Ferner geziemt es sich, daß der König selbst sich um die Angelegenheiten der Unterthanen bekümmere, und alle Ungerechtigkeit von ihnen abwende. Auch ist es nothwendig, o König, daß dein Wesyr fromm, mit den Angelegenheiten der Leute sehr vertraut, und gegen die Unterthanen wohlthätig sei. Gott der Erhabene selbst hat diesen Beamten den Titel gegeben, und zwar in der Geschichte Moses, über dem Frieden sei, wenn er sagt: „Und gieb mir einen Wesyr von deiner Familie, den Haroun." *) Und wenn irgend jemand einen Wesyr hätte entbehren können, so wäre es gewiß Moses, der Sohn Amrams gewesen; denn der Sultan läßt den Wesyr seine geheimsten Angelegenheiten eben so gut sehen, als seine öffentlichen. Du, o König, deinen Unterthanen gegenüber, gleichest einem Arzte bei dem Kranken; der Wesyr aber muß in allen seinen Reden und Handlungen wahrhaftig sein, und sehr nachsich-

*) Aaron.

tig gegen die Unterthanen. Dies alles liegt dir ob, einzurichten; denn wenn du fromm bist, so sind es deine Unterthanen auch; bist du aber gottlos oder ungerecht, so sind sie es ebenfalls."

Als der König dies hörte, verfiel er in ein tiefes Nachdenken, und plötzlich befahl er, daß das ganze Schloß erleuchtet werden, und daß in allen Zimmern Wachskerzen brennen sollten. Er setzte sich sodann auf seinen Thron, ließ Scheherasade neben sich setzen, nnd sah sie sehr freundlich an. Diese warf sich ihm zu Füßen und sprach: „O König der Zeit und Herr des Jahrhunderts, gepriesen sei der Allmächtige und der Barmherzige, daß er mich durch seine Gnade zu dir geleitet hat, um dich einst des Paradieses werth zu machen. Denn das, was du begangen hast, hat keiner deiner Vorgänger gethan. Gepriesen also sei Gott, daß er dich von dem Wege, auf dem du wandeltest, abgeleitet hat. Was die Frauen betrifft, so darfst du nicht glauben, daß sie alle schlecht sind; denn der erhabene Gott erwähnt ja selbst die Frauen, wenn er im Koran sagt: Die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen, die frommen Männer und die frommen Frauen, die keuschen Männer und die keuschen Frauen u. s. w. Uebrigens ist das, was dir begegnet ist, gar manchen Königen vor dir ebenfalls widerfahren. Ihre Frauen haben sie hintergangen, obgleich sie mächtiger waren, als du. Wenn du nun befiehlst, o König, so will ich dir von der List der Weiber Sachen erzählen, mit denen ich, so lange ich lebe, nicht fertig werden würde. Ich habe dir früher, und zwar noch die letzte Nacht manches von der List der Frauen erzählt: aber ich weiß eine solche Menge von Beispielen der Art, daß mir die Auswahl schwer fällt. Indessen, wenn du befiehlst, so will ich dir etwas erzählen, was den früheren Königen von der Hinterlist ihrer Frauen begegnet ist. —

„Erzähle mir dies doch," unterbrach sie der Sultan. Worauf sie also begann:

Geschichte einer von den Frauen eines Chalyfen.

Ein Mann unterhielt einst eine Gesellschaft mit folgender Geschichte.

Eines Tages saß ich an der Thür meines Hauses, während die Sonne drückend heiß war. Da ging eine sehr schöne Frau, welcher eine Sklavinn ein Päckchen nachtrug, bei meinem Hause vorüber und redete mich an: „Hast du nicht einen Trunk Wasser?" — „Er steht zu deinem Befehl, meine Herrinn," antwortete ich ihr; „bemühe dich nur in die Vorhalle meines Hauses, wo du es trinken kannst." Ich begab mich sodann in mein Haus, und kam mit zwei porzellanenen Bechern zurück, die mit Muskus bestrichen waren, und welche ganz frisches Wasser enthielten. Sie nahm den einen, hob, um zu trinken, ihren Schleier in die Höhe, und da genoß ich des Anblicks der glänzenden Sonne oder des aufsteigenden Mondes. „O, meine Gebieterinn," sagte ich zu ihr, „wenn es dir doch belieben wollte, weiter in mein Haus einzutreten, um da so lange auszuruhn und zu warten, bis die Luft sich abkühlt. Darnach kannst du ja deinen Weg weiter fortsetzen." — Da fragte sie mich: „Bist du allein?" —„Ich bin unverheirathet, und ganz allein." — „Wahrscheinlich bist du hier auch fremd?" sprach sie weiter, ging dann sofort hinauf in mein Haus, und lüftete ihren Schleier. Hier wurde ich aufs neue von ihr bezaubert. Ich beeilte mich nun, ihr einige Erfrischungen vorzusetzen, und sagte dabei: „Entschuldige mich, meine Herrinn, dies hier ist alles, was ich bei mir habe." — „Das ist sehr viel," erwiederte

sie, „und eben das, was ich mir gewünscht habe.“ Sie aß hierauf und gab dem Mädchen das, was übrig blieb. Darauf überreichte ich ihr eine Flasche mit muskusduftendem Rosenwasser, womit sie sich die Hände wusch, und sodann noch bis zur Abendzeit bei mir blieb. Alsdann zog sie aus ihrem Päckchen ein Hemde, ein Paar lange Beinkleider, ein Paar kürzere, die darüber gezogen werden konnten, und einen zirkassischen Shawl. Dieses alles gab sie mir mit den Worten: „Wisse, ich bin eine von den Frauen des Chalyfen. Wir sind ihrer vierzig, welche jede einen Geliebten hat, der zu ihr kommt, so oft sie es verlangt. Nur ich allein habe keinen Anbeter. Heute bin ich ausgegangen, um zu sehen, ob das Glück mir auch jemanden bescheeren würde, und es hat mich dir zugeführt. Wisse nun, daß der Chalyf uns nur nach der Reihe besucht, so daß die übrigen Neunundbreißig jedesmal wissen, daß sie frei und vor dem Chalyfen sicher sind. Komm du nur an dem und dem Tage zu mir, bekleide dich mit diesen Sachen, und gehe an dem bestimmten Tage unbesorgt aufs Schloß des Chalyfen. Wenn da ein kleiner Sklave auf dich zugeht, und dich mit den Worten anredet: Bist du Shaudal? so sage: Ja! und gehe mit ihm.“ Hierauf nahm sie von mir Abschied, und ging davon, nachdem wir uns zärtlich umarmt hatten. Seit der Zeit konnte ich jenen Tag kaum erwarten. Endlich kam er, und die ersehnte Stunde nahte. Ich machte mich schnell auf, um mich beim Stelldichein einzufinden. Unterwegs begegnete mir ein sehr geliebter Freund, der mich bat, einen Augenblick zu ihm hinauf zu kommen, da er mir etwas mittheilen wollte. Ich that es, und ging mit ihm hinauf. „Warte einen Augenblick,“ sagte er, als ich oben war, „ich hole nur etwas, um uns zu erfrischen.“ Kaum hatte er dieses gesagt, als er auch schon zur Thüre hinaus war, und sie hinter sich zugeschlossen hatte. Während dieser Zeit

erlitt ich die größten Qualen der Ungeduld; denn schon hatte ich über die zur Zusammenkunft bestimmte Zeit gewartet und er war noch nicht da. Nicht blos Viertel-, sondern ganze Stunden verstrichen, ohne daß er erschien. Endlich wurde es schon ganz dunkel und ich starb vor Ungeguld, als ich sah, daß ich mir auf keine Art helfen konnte. Die Nacht brach an, und wachend mußte ich sie bis zum Morgen zubringen. Noch heute wundere ich mich, daß ich nicht vor Wuth gestorben bin. Endlich, als es schon hoch am Morgen war, kam mein Freund, öffnete die Thüre, und brachte einen zähen Mehlbrei und Honigwasser. „Bei Gott," sprach er, „ich kam zu einer Gesellschaft, diese wollte mich nicht fortlassen, und verschloß mich. Jetzt eben erst bin ich von ihr losgekommen, entschuldige mich also." Vor Zorn gab ich ihm keine Antwort. Er setzte mir hierauf die Speise vor. Ich aß auch wirklich einen Bissen, weil mir schon ganz übel war, eilte aber dann, ohne ein Wort zu sagen, aufs Schloß, in der Hoffnung, mich bei meiner Gebieterinn entschuldigen zu können. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft am Schlosse sah, daß vor selbigem acht und dreißig Holzpfähle aufgepflanzt und daran acht und dreißig Männer angenagelt waren, und ihnen gegenüber acht und dreißig andre Holzpfähle, an denen acht und dreißig sehr schöne Frauen hingen. Als ich mich erkundigte, warum jene Männer und Weiber angenagelt worden wären, antwortete man mir: „Der Chalyf hat diese Männer bei diesen Weibern gefunden, und da sie seine Frauen sind, so hat er an ihnen diese Strafe vollziehen lassen." Da lobte ich Gott, und sagte bei mir selbst: „Tausend Dank dir, lieber Freund, daß du mich eingeladen hast; sonst hätte ich auch mit diesen hier hängen müssen. Gott sei dafür ewig gepriesen!"

Doch ich will dir jetzt eine andere Geschichte erzählen.

Geschichte einer Frau des Chalyfen Mahmoun.

Ein Kaufmann erzählte mir einst folgendes:

Ich saß einst an einem sehr schönen Tage in meinem Laden, als eine reizende Frau zu mir herankam, welcher eine Sklavinn folgte. Ich war zu meiner Zeit ebenfalls sehr schön. Die Frau setzte sich nun an meinen Laden, kaufte mir einige Zeuge ab, bezahlte mir den Preis, und ging dann davon. Ich fragte ihre Dienerinn nach ihrem Namen, diese sagte aber, daß sie ihn nicht wisse. Ich erkundigte mich nach ihrer Wohnung; sie erwiederte aber lachend: „Ihre Wohnung ist im Himmel.“ — „Jetzt,“ sagte ich, „ist sie ja auf der Erde. Wann steigt sie denn nun in den Himmel, und wo ist die Treppe, auf welcher sie hinaufgeht?“ — „Sie ist in dem Schlosse, das zwischen den zwei Strömen liegt; das ist das Schloß des Chalyfen Mahmoun el Hakim bi Amrillah.“ — „Ach!“ sagte ich hierauf, „ich bin verloren.“ — „Gedulde dich nur,“ erwiederte die Sklavinn, „sie wird wohl wieder etwas bei dir kaufen kommen.“ — „Aber wie kann der Fürst der Gläubigen,“ fragte ich sie weiter, „solches Zutrauen in sie setzen, und sie so frei ausgehn lassen?“ — „Ach,“ antwortete sie mir, „er liebt sie außerordentlich, ist ihr ganz ergeben, und widerspricht ihr nie.“ Mit diesen Worten eilte die Sklavinn ihrer Gebieterinn nach. Ich aber verließ den Laden, ging in einiger Entfernung hinter ihnen her, um den Wuchs der schönen Frau zu betrachten, und blieb den ganzen Weg über hinter ihnen, bis ich sie aus dem Auge verlor; aber aus meinem Herzen verlor ich das Feuer der Liebe nicht. Nach einigen Tagen kam sie wieder, und kaufte

andre Stoffe. Diesmal weigerte ich mich, von ihr Geld anzunehmen. Sie erwiederte aber: „Wir brauchen deine Waaren nicht.“ — „O meine Herrinn,“ erwiederte ich ihr, „habe die Güte, sie als Geschenk von mir anzunehmen.“ — „Wohlan, es sei! Ich will dich auf die Probe stellen,“ war ihre Antwort. Alsdann aber nahm sie aus ihrem Busen einen Beutel, gab mir tausend Goldstücke daraus, und sagte: „Treibe mit diesem Gelde Handel, bis ich zurückkehre.“ Ich nahm es, sie ging fort, und blieb sechs Monate aus. Ich aber machte mit diesem Gelde so gute Geschäfte, daß ich damit tausend andre Goldstücke gewann. Nach dieser Zeit kam sie, und als ich ihr das Geld zurückgeben wollte, indem ich ihr sagte, daß ich das Doppelte gewonnen hätte, so entgegnete sie: „Laß es noch bei dir, und nimm noch diese tausend Goldstücke dazu. Wenn ich von dir weggegangen sein werde, so gehe auf die Insel Rouda,[13] und baue daselbst ein schönes Schloß, und wenn dasselbe vollendet ist, so zeige mir es an.“ Als sie mich verlassen hatte, ging ich sogleich auf die Insel Rouda, bereitete daselbst das Nöthige vor, und begann darauf den Bau des Schlosses. Als alles vollendet und im besten Stande war, benachrichtigte ich sie davon, und sie ließ mir zurücksagen: „Er soll mich bei dem Thor Suweyla [14]) bei Morgenanbruch erwarten und ein gutes Maulthier bei sich haben.“ Dieses besorgte ich denn alles, und kam zur bestimmten Zeit am Thore Suweyla an. Hier fand ich einen jungen Mann auf einem Pferde, und aus seiner Antwort vernahm ich, daß er ebenfalls auf sie warte. Während wir so stehen blieben, kam sie selbst mit einer Sklavinn an. Als sie den jungen Mann erblickte, fragte sie ihn verwundert: „Bist du hier?“ — „Wie du siehst,“ antwortete er. „Ich bin heute,“ erwiederte sie, „zu diesem Mann eingeladen. Wolltest du wohl mit uns gehn?“ — „Ja, meine Gebieterinn,“ war

seine Antwort. „Wie?“ sagte sie darauf, ohne meinen Willen wolltest du mit uns gehen? Ist es dein Ernst? Willst du in jedem Fall uns begleiten?“ — „Ja,“ erwiederte er, „ich lasse mich nicht davon abhalten.“ Wir gingen daher auf die Insel Rouda, und betraten das Schloß. Sie betrachtete aufs genauste seine Bauart, und die Art, wie ich das Innere hatte einrichten und verzieren lassen. In dem schönsten Saale setzte sie sich dann nieder, nahm ihren Schleier und die ihr zu lästigen Kleider ab, und unterhielt sich mit dem jungen Manne. Ich entfernte mich unterdessen, um ihnen Frühstück zu besorgen. Meine Verwunderung stieg indessen mit jedem Augenblick, als ich sah, daß sie sich mit jenem immer freundschaftlicher unterhielt, obwohl sie vorher solchen Widerwillen bezeigt hatte, ihn aufzunehmen.

Jedoch enthielt ich mich jedes Urtheils, bezwang meine Eifersucht, und besorgte das Mittagessen mit eben der Gefälligkeit wie zuvor. Ich brachte den Nachtisch, die Früchte, die Wohlgerüche und die Getränke, mit einem Wort, ich bediente sie aufs pünktlichste. Ich blieb immerfort stehen, und sie sagte mir kein einzigesmal, weder, daß ich mich setzen, noch daß ich miteßen oder mittrinken sollte; sondern sie beschäftigte sich blos mit dem jungen Manne, sie spielten, sie lachten mit einander, und küßten sich. Endlich sagte sie: „Bis jetzt haben wir nicht genug getrunken, laß mich einschenken.“ Sie nahm also den Becher, und füllte ihn; alsdann reichte sie ihm einen zweiten, den sie mit Zucker versüßte, und den er ebenfalls austrank, worauf er bald ganz trunken wurde. Nun näherte sie sich ihm, führte ihn in ein Nebengemach, kam aber bald wieder heraus, und trug den Kopf des jungen Mannes in ihrer Hand. Ich konnte sie jetzt kaum ansehen, sondern blieb stumm und unbeweglich stehen, und vermochte nicht, sie um Erklärung dieses Anblicks zu fragen. Da sagte sie: „Was stehest du da so still? Nimm diesen hier, und wirf ihn in

den Fluß." Zu gleicher Zeit nahm sie ein Messer, zerschnitt den jungen Mann in kleine Stücke, und that sie in drei Körbe. „Wirf dieß alles in den Fluß," wiederholte sie mir, und als ich es gethan hatte, und zurückgekehrt war, sagte sie zu mir: „Nun setze dich, damit ich dir Aufklärung gebe über das, was du gesehn hast, und dir deine gerechte Furcht benehme. „Wisse," fuhr sie fort, „ich bin eine Frau des Chalyfen. Ihm ist niemand theurer, als ich. Sechs Tage im Monate bin ich ganz frei. Diese brachte ich bei der Frau, die mich erzogen hat, zu, wo ich ganz ungezwungen thun konnte, was ich wollte. Dieser junge Mann war der Sohn der Nachbarinn meiner Erzieherinn. Dieser war eines Tages ausgegangen, und ich befand mich allein in dem Hause. Gegen Abend ging ich aufs Dach, um die kühle Luft zu genießen, und mich dann schlafen zu legen. Plötzlich aber wurde ich durch die Ankunft des jungen Mannes überrascht, der mit einem Dolche in der Hand mich zwingen wollte, mit ihm zu gehn, und der sich zugleich auf die beleidigendste Weise gegen mich betrug. Ich vertheidigte mich indeß, und er mußte mich verlassen. Doch damit begnügte er sich nicht, sondern er machte mich zum Gerede der Leute, indem er jedesmal, wenn er mich sah, im Wege stehen blieb, und mich verfolgte, wohin ich auch immer gehn mochte. Dieses ist meine Geschichte. Was dich aber betrifft, so hast du mich durch deine Geduld, deine Bescheidenheit und dein Betragen eben so erfreut, als du mir wohlgefallen hast. Nichts auf der Welt ist mir so lieb, als du." Wir brachten den übrigen Theil der Nacht miteinander zu, und am andern Morgen gab sie mir alles, was sie an Kostbarkeiten mitgebracht hatte, und ging davon. Ich aber blieb im Schlosse, und sie kam alle Monate auf sechs Tage zu mir zum Besuch. Dieß dauerte ein ganzes Jahr so fort. Endlich blieb sie einen Monat ganz aus. Dieß verursachte mir

großen Kummer; denn ich liebte sie unbeschreiblich. Auch der zweite Monat verstrich, ohne daß sie gekommen wäre. Endlich kam ein Diener zu mir, und sagte: „Ich bin abgesandt von deiner Geliebten; sie läßt dir sagen, daß der Fürst der Gläubigen sie nebst sechs und zwanzig andern seiner Frauen zum Ertränken verurtheilt habe. Der und der Tag ist dazu bestimmt, und das Urtheil soll bei dem und dem Kloster, — welches er mir nannte, — vollzogen werden. Diese Frauen haben nämlich die Thorheit begangen, eine die andere wegen Untreue anzuklagen. Siehe also zu, wie du es anstellen kannst, um sie zu retten. Spare nichts, und solltest du ihr ganzes Vermögen dabei aufopfern. Hier ist der Augenblick, zu beweisen, daß du ein Mann voll Kraft bist." Da sprach ich zu dem Diener: „Ich kenne diese Frau nicht. Vielleicht bist du an einen andern abgeschickt. Hüte dich, mich in Unglück zu stürzen." Er aber verließ mich mit den Worten: „Ich habe wenigstens meine Pflicht gethan, und habe dir es gesagt."

Bei dieser Nachricht gerieth ich in die allergrößte Bestürzung. Ich wußte durchaus nicht, wie ich die Sache anstellen sollte, um sie zu retten. Endlich entschloß ich mich, Bekanntschaft mit einigen Schiffern zu machen, als das einzige Mittel, welches mir zweckmäßig schien. Ich nahm also meinen Beutel voll Gold, legte meine Kleider ab, und zog einen Schifferanzug an. Hierauf kaufte ich ein gutes Mittagsmahl, und ging zu einem Schiffer, ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein, setzte mich dann zu ihm, und wir fingen hierauf an, mit einander zu essen. Dann fragte ich ihn: „Vermiethest du auch Schiffe? Ich wünschte, daß du mir dieses hier borgtest." Hierauf antwortete er, daß es ihm nicht möglich wäre, indem der Fürst der Gläubigen ihm befohlen habe, sich damit auf dieser Stelle in Bereitschaft zu halten. Zugleich erzählte er mir die ganze Begebenheit

der Frauen des Chalyfen, und daß der Fürst der Gläubigen beschlossen habe, sie zu ertränken. Als ich das von ihm vernahm, gab ich ihm zehn Goldstücke, und vertraute ihm mein Geheimniß an. Er bezeigte sich sehr theilnehmend, und sagte: „Verschaffe mir schnell einen leeren, aufgeblasenen Schlauch, und sobald deine Freundinn kommen wird, so zeige mir es an, und ich werde schon ein Mittel finden, sie zu retten.“ Ich fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hand, und eilte, um das Nöthige zu besorgen. Ich war schnell wieder zurück, und schon sah ich Truppen und Dienerschaft ankommen, in deren Mitte sich die Weiber befanden, an deren Weinen und Klagen man ihre traurige Bestimmung leicht merken konnte. Als sie sich dem Schiffe näherten, nahmen sie von einander Abschied, und die Diener riefen uns zu. Wir brachten das Schiff ans Ufer, und sie fragten den Schiffer: „Wer ist dieser da?“ — „Es ist mein Gefährte, der mir helfen muß, denn einer muß beim Schiffe bleiben, und der andre euch bedienen.“ Dieses glaubten sie denn auch; sie brachten dann eine nach der andern von diesen Frauen aufs Schiff, und sprachen: „Werft sie nach der Gegend der Insel zu ins Wasser.“ Einer jeden von ihnen hatte man einen Sack voll Sand angebunden, und so warfen wir sie denn, eine nach der andern, ins Wasser, bis endlich auch die Reihe an meine Geliebte kam. Hier winkte ich dem Schiffer, und indem wir sie in die Mitte des Stromes warfen, gaben wir ihr den leeren Schlauch unter den Arm, und ich sprach zu ihr: „Der Strom wird dich auf die Mündung des Kanals zu treiben; dort suche mich zu erwarten.“ Und somit warfen wir sie ins Wasser, nachdem wir vorher den Sandsack abgeschnitten, und ihre Fesseln gelöset hatten. Sie war die vorletzte. Dann warfen wir auch noch die letzte in den Nil; worauf sich die Diener und die Truppen zurück begaben. Wir fuhren aber mit dem Schiffe stromabwärts,

bis an die Mündung des Kanals, wo mich meine Geliebte bereits erwartete. Wir nahmen sie sogleich ins Schiff, und fuhren mit ihr nach der Insel Rouda, wo wir uns sogleich ins Schloß begaben. Nachdem ich dem Schiffer durch reichliche Geschenke meine Erkenntlichkeit an den Tag gelegt hatte, stieß er wieder ab.

„Du bist der Freund, den man in der Noth findet,“ war das erste Wort meiner Geliebten. Wir verließen uns von nun an keinen Augenblick, indeß der Schrecken hatte doch so nachtheilig auf sie gewirkt, daß sie krank wurde, und endlich die Schwindsucht bekam. Ihre Magerkeit und Schwäche nahm so zu, daß sie endlich starb. Mein Schmerz über ihren Verlust war grenzenlos. Tag und Nacht dachte ich an sie, und ich konnte nichts, als weinen. Endlich mußte ich sie doch begraben lassen. Darauf beschäftigte ich mich damit, alles, was im Schlosse war, in ein anderes Haus zu schaffen. Unter andern hatte meine Geliebte auch einen kleinen kupfernen Kasten in das Schloß gebracht, den sie, ohne daß ich es wußte, an einen verborgenen Ort gesetzt hatte. Als nun dem Gesetz gemäß der Gerichtsbeamte, der über die Erbschaftsangelegenheiten gesetzt ist, zu mir herein trat, so durchsuchte er das ganze Schloß, und fand auch jenen Kasten, an dem der Schlüssel steckte. Er öffnete ihn, und sah ihn voll der kostbarsten Edelsteine, voll Schmuck und Ringe, alles von einer Auswahl und Schönheit, wie man sie nur bei Königen und Kaisern findet. Seine Gehülfen nahmen den Kasten und schleppten mich mit sich fort. Als wir in der Präfektur ankamen, brachten sie es endlich durch Schläge und üble Behandlung so weit, daß ich ihnen alles gestehen mußte. Darauf brachten sie mich sofort zum Chalyfen, dem ich alles gestand. Dieser sprach: „Freund verlasse dieses Land. Ich schenke dir deine Freiheit und dein Leben wegen deines Muthes, deiner Verschwiegenheit, und

deiner Unerschrockenheit vor dem Tode." Und so entließ er mich sobald als möglich aus seinem Lande.

Dieses, fuhr Scheherasade fort, o König, war die Geschichte jenes Mannes.

Der König war sehr verwundert über diese Begebenheit, und sie fuhr dann weiter fort: „Du konntest also, o großer König, dich über das verwundern, was dir von den Weibern zugestoßen war, während doch den Königen vor dir noch schlimmeres widerfahren ist! Ich könnte dir noch viel mehr ähnliche Sachen erzählen; allein das würde zu lange aufhalten, und dich ermüden. In dem bereits Erzählten ist Lehre und Warnung genug für den Verständigen."

Als der König Schacherbas sie angehört hatte, fühlte er, daß ihre Unterhaltung von großem Nutzen für ihn gewesen wäre. Sein Herz war reiner, und sein Verstand ruhiger geworden. Er kehrte zur Reue zurück, und tröstete sich damit, daß anderen Königen vor ihm noch schlimmeres begegnet wäre. „Was aber Scheherasade anbetrifft," sprach er, „so findet man nirgends jemanden, der ihr gleicht. Gepriesen sei Gott, der sie zum Mittel ausgewählt hat, meine Unterthanen zu befreien." Hier erhob er sich von seinem Sitz, und küßte das Haupt Scheherasadens, worüber sie und ihre Schwester Dinarsade außerordentlich erfreut war.

Am andern Morgen begab sich der König in den Thronsaal, und ließ die Vornehmsten seines Hofes vor sich kommen. Sie warfen sich vor ihm zur Erde nieder, desgleichen auch der Wesyr. Der König aber überreichte ihm ein Ehrenkleid, überhäufte ihn mit Auszeichnungen und erzählte den obersten Beamten seines Hofes alles, was ihm mit Scheherasade begegnet war, daß er nun seinen früheren Grausamkeiten völlig entsagt habe, und darüber die größte Reue fühle. Endlich erklärte er ihnen, daß er gesonnen sei, sich mit Scheherasaden, der Tochter seines Wesyrs, zu ver-

heirathen, und er befahl, daß sogleich die nöthigen Kontracte hierüber aufgesetzt würden. Als die Anwesenden das hörten, neigten sie sich vor ihm, und wünschten ihm Heil und Segen, so wie auch der schönen Scheherasade. Der Wesyr, ihr Vater, war nicht der letzte, der ihr sein Lob zollte. Der König hob hierauf die Sitzung auf, und alle gingen in ihre Wohnung zurück. Die Nachricht verbreitete sich sehr bald in der Stadt, daß der König die Tochter seines Wesyrs, Scheherasaden, heirathen wolle, welches allgemeine Freude verursachte, die noch durch die Festlichkeiten, die der König veranstaltete, vermehrt wurde.

Der König schickte jetzt zugleich einen Boten an seinen Bruder Schachriar ab. Dieser kam auch in kurzer Zeit mit einem prächtigen Gefolge an, und hielt zugleich mit seinem Bruder, der ihm entgegen gekommen war, seinen Einzug. Die Stadt wurde aufs köstlichste geschmückt, auf allen Plätzen und den vornehmsten Straßen wurde mit dem kostbarsten Räucherwerk geräuchert, und Pauken, Trommeln und andere Instrumente verkündigten den feierlichen Tag. Als sie im Schlosse angekommen waren, wurden in allen Zimmern die kostbarsten Speisen und Getränke aufgetragen, und Ausrufer mußten in den Straßen die Leute zum Gastmahle einladen, zum Zeichen, daß die Liebe des Sultans zu seinen Völkern wiedergekehrt sei, und daß hierdurch ein Bündniß der gegenseitigen Zuneigung geknüpft werden solle. Große und Geringe, Vornehme und Niedrige kamen auf das Schloß, und aßen und tranken daselbst sieben Tage lang. Endlich nahm der König seinen Bruder beiseits, und erzählte ihm, was sich während der drei Jahre zwischen ihm und seines Wesyrs Tochter zugetragen, und wie Scheherasade ihn immer mit Erzählungen, Geschichten und Versen unterhalten habe. Sein Bruder erstaunte darüber, und sprach: „Ich will die jüngere Schwester heirathen,

damit wir zwei Brüder zwei Schwestern haben, die uns gleich Schwestern lieben werden. Denn mein Unglück war an der Entdeckung des deinigen Schuld, und während jener drei Jahre habe ich keinen glücklichen Augenblick gehabt. Alle Tage habe ich seitdem eine andere Frau geheirathet, und sie am andern Morgen tödten lassen. Daher bin ich fest entschlossen, Dinarsade, die Schwester deiner Frau, zu heirathen." Als der König Schacherbas dieses hörte, freute er sich außerordentlich. Er ging auf der Stelle zu seiner Gemahlinn Scheherasade, und benachrichtigte sie von dem Entschlusse seines Bruders, und daß er bereits um ihre Schwester Dinarsade angehalten habe. „O großer König," antwortete Scheherasade, „wir wollen ihm hiebei eine Bedingung machen, nämlich die, daß er bei uns wohnen bleibe. Es ist mir nämlich nicht möglich, mich auch nur einen Augenblick von meiner Schwester zu trennen, da wir beide mit einander auferzogen worden sind. Wenn er diese Bedingung annimmt, so sei sie seine Sklavinn." Schacherbas ging sogleich hin, um seinem Bruder diese Bedingung kund zu thun. „O," rief dieser, „das war ohnehin schon mein Vorsatz, und ich hatte mich schon fest entschlossen, dich nie wieder zu verlassen. Ich sehne mich nicht mehr nach der Würde eines Königs, und Gott wird schon die Wahl meiner Unterthanen auf einen guten Beherrscher leiten." Als der König diese Versicherung Schachriars hörte, freuete er sich, und rief entzückt aus: „Gott sei gelobt, daß alle meine liebsten Wünsche so in Erfüllung gehn; denn auch für mich wäre deine Abreise ein großer Schmerz gewesen." Sogleich wurden die Großrichter, die Weisen, die Anführer des Kriegsheeres und die Großen des Reichs zusammenberufen, und die beiden Brüder schlossen in deren Gegenwart das Ehebündniß mit den zwei Schwestern. Sie selber bekleideten sich mit

atlassenen Gewändern; die Stadt aber wurde mit prächtigen Teppichen behangen, und jeder Fürst, jeder Wesyr, jeder Kammerherr und jeder Statthalter erhielt von dem Könige Befehl, seinen Palast auf das geschmackvollste auszuschmücken. Das Volk überließ sich der ausgelassensten Freude. Zugleich befahl der König, daß überall Küchen aufgeschlagen, alle Arten von Vieh geschlachtet, und alle, groß und klein, arm und reich, festlich bewirthet würden. Im Schlosse beschäftigte sich die Dienerschaft damit, alle möglichen Wohlgerüche zu besorgen, und sie in die Bäder der beiden Sultaninnen zu bringen. Scheherasade und Dinarsade begaben sich darauf ins Bad, ließen da ihre langen schwarzen Haare flechten, und legten sodann, als sie das Bad verließen, königlichen Schmuck an. Scheherasade zog hierauf ein schönes seidenes, mit Gold gesticktes Kleid an, in welches die Figuren von allerhand Vögeln und wilden Thieren gewirkt waren. Auch legten sie prächtigere Armbänder von Edelsteinen von solcher Größe an, dergleichen selbst Alexander der Große nicht besessen hatte. Beide Fürstinnen waren von einer Schönheit, die selbst der Beredteste nicht zu schildern vermöchte; jede von ihnen übertraf die Sonne und den Mond an Glanz und Anmuth. Es wurden jetzt die Wachskerzen angezündet, aber wie sehr wurden sie durch das Antlitz dieser beiden Schönheiten verfinstert und wie sehr empfand man, daß ihre Augen durchdringender waren, als gezückte Schwerter, daß ihre Augenbraunen die Herzen bezauberten und daß vor der Glut ihrer Wangen die Rosen selber erbleichen mußten! Mit feierlicher Musik wurden beide von ihren Sklavinnen empfangen. Darauf begaben sich auch die beiden Könige ins Bad, und setzten sich sodann auf ihren Thron. Die beiden Schwestern nahten sich ihnen nun, und entzückten jedermann durch ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit. Scheherasade wurde zuerst vorgeführt, und dem üb-

lichen Brauche zufolge siebenmal nach einander verschieden angekleidet. Das erste Gewand, als sie dem Könige Schacherbas vorgeführt wurde, war roth. Der König stand auf, um sie zu betrachten; er wurde ganz von ihr bezaubert, und alle Anwesenden, Männer und Frauen, gaben deutlich ihren Beifall zu erkennen. Sodann wurde Dinarsade in einem blauen Gewande dem Könige Schachriar vorgeführt. Sie glich einem aufgehenden Monde. Der König freute sich sehr über sie, und war vor Liebe außer sich. Nachher wur- Scheherasade in ihrem zweite Gewande vorgeführt. Nun waren ihre Haare aufgesteckt, ihre Seitenhaare aber hingen lockenartig herunter, so daß sie sich hinter die Nacht verborgen zu haben schien. Eben so wurde auch Dinarsade mit den übrigen sechs Gewändern bekleidet, nachdem Scheherasade sich auf dieselbe Art eben so oft umgekleidet hatte. Als diese Festlichkeit vorüber war, beschenkte der König jedermann mit kostbaren Kleidern. Die Königinnen aber wurden in ihre Gemächer eingeführt, und ihre Gatten begaben sich zu ihnen, und jeder fand sich in dem Besitz seiner Geliebten höchst glücklich. Am andern Morgen kamen die Wesyre und Großen des Reichs, um ihren Glückwunsch abzustatten, wobei die Könige kostbare Geschenke austheilten. Hierauf wurde in einer feierlichen Versammlung beschlossen, daß ihr Schwiegervater, der Wesyr, als Statthalter nach Samarkand, der Hauptstadt des Reichs, von Schachriar geschickt würde. Nachdem dieser ihnen seine Dankbarkeit auf eine rührende Art zu erkennen gegeben, wurde er auch sogleich dahin abgesandt, und Schachriar gab ihm noch fünf der vornehmsten Wesyre mit. Der Wesyr selbst aber begab sich noch vorher zu seinen beiden Töchtern, um von ihnen Abschied zu nehmen. Diese küßten ihm die Hände, wünschetn ihm zu diesem hohen Posten Glück, und machten ihm große Geschenke. Er gelangte hierauf glücklich nach Samar-

kand, dessen Bewohner ihm drei Tagereisen weit entgegen gekommen waren. Die Stadt selber fand er aufs köstlichste geschmückt. Als er in dieselbe eingezogen war, setzte er sich daselbst auf den königlichen Thron, und die Vornehmsten der Stadt Samarkand und des ganzen Reichs brachten ihm ihre Huldigungen dar. Er vertheilte die kostbarsten Ehrenkleider unter sie, und sie leisteten ihm zugleich den Eid der Treue.

Nach der Abreise des Wesyrs theilten sich die beiden Brüder in die Angelegenheit des Reichs, und zwar so, daß sie alle Tage mit ihren Geschäften abwechselten. So lebten sie nun fortan in einer Eintracht, welche alle ihre Unterthanen zur höchsten Freude stimmte. Auf allen Predigtstühlen wurde für sie gebetet, und ihr Ruf verbreitete sich durch die Reisenden in die entferntesten Gegenden. Der König Schacherbas aber bestellte eine große Anzahl von Schreibern zu sich, und gab ihnen den Auftrag, alles das aufzuzeichnen, was sich während der Zeit zwischen ihm und seiner Gemahlinn zugetragen hatte. Dieses, so wie alle erzählten Geschichten wurden sorgfältig gesammelt und niedergeschrieben. Man nannte sie die Begebenheiten der Tausend und eine Nacht. Sie füllten dreißig Bände, und der König ließ sie in seinem Bücherschatz aufstellen.

Nach dieser Zeit lebten die beiden Brüder noch eine lange Zeit in Glück und Einigkeit beisammen, bis der Zerstörer aller Ergötzlichkeiten, der Trenner aller Gesellschaften, der Veröder der Wohnungen und der Bevölkerer der Gräber sie abrief, und sie zur Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes eingingen. Jahrhunderte vergingen, während welchen ihre Schlösser zerstört wurden, und andere Könige ihre Reichthümer und Schätze erbten. Endlich regierte nach ihnen ein sehr weiser, verständiger und gerechter König, der die Wissenschaften, und vorzüglich die Geschichten alter Zei-

ten sehr liebte. Unter seiner Regierung fand man nun dieses schöne, wundervolle und ergötzliche Buch wieder auf. Man las den ersten Band, den zweiten, den dritten, bis zum letzten, und jeder Band gefiel immer besser als der vorhergehende. Der König, der davon Nachricht erhalten hatte, ließ sich sofort die darin enthaltenen Geschichten vorlesen, und da diese ihm außerordentlich wohl gefielen, so befahl er, daß das Buch häufig abgeschrieben, und in alle Gegenden und Länder ausgebreitet würde. Der Ruf von diesem Buche verbreitete sich bald überall, und man nannte es die wunderbaren Begebenheiten und Seltenheiten der tausend und einen Nacht.

Dieses ist alles, was uns von diesem Buche kund geworden ist. Gott allein aber ist das Wahre bekannt.

Ende der Tunesischen Handschrift.

Anmerkungen.

1) Dieser Sayd Annahas ist in der vorhergehenden Geschichte (Band 14,) als Sklavenhändler des Chalyfen erwähnt worden.

2) Nach dem Glauben der Mohammedaner ist jeder Vers im Koran dem Propheten Mohammed herabgesandt worden; daher der obige Ausdruck.

3) Eine aus dem Koran entlehnte Redensart.

4) Die Laute heißt auf arabisch Alaud, (woher auch das deutsche Wort Laute kommen soll); dasselbe Wort bedeutet aber zugleich auch: Holz.

5) Mustapha heißt: der Auserwählte, und ist einer von den Beinamen des Propheten Mohammed.

6) Der Elephant ist das, was bei uns der Thurm im Schach ist. Das Spiel ist übrigens eine persische Erfindung, und heißt im Arabischen wie im Persischen: Schatreng.

7) Die Schreibzeuge der Araber sind so eingerichtet, daß an der Federscheide, welche von Silber oder von Messing ist, zugleich das Dintenfaß, von demselben Metall, fest angemacht ist. Die in dem letzteren befindliche, reichlich mit Dinte, meistens aber mit aufgelöster chinesischer Tusche gesättigte Baumwolle enthält für den fleißigsten Schreiber auf lange Zeit Flüssigkeit genug. Die Scheide wird im Gurte getragen, und zwar so, daß das Dintenfaß oberwärts herausragt, in welches die Kalams (Rohrfedern) getaucht werden, ohne daß es nöthig ist, dasselbe aus dem Gurte zu ziehen.

Es giebt selten einen Araber, welcher nicht auf diese oben beschriebene Art, sein Schreibzeug stets, auch sogar auf Reisen bei sich trüge.

8) Kader heißt soviel als: Ehre und Würde, aber auch soviel als: Vorherbestimmung. In dieser Nacht ist der Koran dem Propheten Mohammed vom Himmel herabgesendet worden: auch glauben die Mohammedaner, daß in dieser Nacht die Schicksale der Menschen festgestellt worden sind.

9) Auch die Mohammedaner bedienen sich der Rosenkränze bei ihren Andachtsübungen.

10) Dies Spiel heißt im Arabischen: Alhukmu warredha d. i. das Urtheil, Beruhigung beim Urtheile, oder Unterwerfung unter dasselbe.

11) Das arabische Wort ist Aljakyn und heißt so viel als das Gewisse, womit der Tod bezeichnet wird, weil er auf dieser Welt das Gewisseste ist.

12) Tubbaa (im Plural Tababi') ist der Beiname der alten Hamjaritischen Könige und heißt so viel als: Nachfolger (von Tabaa, nachfolgen).

13) Die Insel Rouda liegt in dem Nil, der Stadt Kahiro gegenüber. Sie ist von bedeutender Größe und ist jetzt so mit Häusern und Straßen bedeckt, daß sie einer großen Stadt gleicht; auch wird sie zu Kahiro gerechnet. Den Namen Rouda (Garten) verdient sie wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit; auch ist sie noch heute mit Gärten bedeckt.

14) Das Thor Suweyla in Kahiro liegt der Insel Boulak, auch Ozatye genannt, gegenüber. Diese Insel ist unterwärts der Insel Rouda, und ist ebenfalls sehr bebaut und bevölkert. Auf einem kleinen Umwege kann man aus dem Thor Suweyla nach der Insel Rouda gelangen.

15) Dies ist die Insel Boulak oder Ozatye, welche gemeinhin blos die Insel genannt wird; sie liegt unterwärts der Insel Rouda.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839 [Übersetzer] / Habicht, Christian Maximilian, / Hagen, Friedrich Heinrich <<von der>>,

Tausend und Eine Nacht arabische Erzählungen

Bd.: 15

Breslau 1836

A.or. 1554-13/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249786-2